

Minister Arnold Roth : ein Lebensbild

Autor(en): **Nef, W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzellische Jahrbücher**

Band (Jahr): **33 (1905)**

Heft 2

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-265047>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Minister Arnold Roth.

Ein Lebensbild

von

Dr. W. Nef.

Vorwort.

Bei der Veröffentlichung dieser Arbeit drängt es mich, allen zu danken, die mich dabei unterstützt haben, vor allem Frau Minister Roth in Teufen, welche mir in gründlicher und vertrauensvoller Weise an die Hand gieng. Weitere ausführliche Mitteilungen verdanke ich den folgenden Herren, die Minister Roth verwandtschaftlich und freundschaftlich nahe standen: Prof. Dr. Otto Roth in Zürich, Dr. Hans Roth in Basel, Pfarrer Dr. Bion in Zürich, Prof. Dr. C. C. Burckhardt in Basel, Staatsrat Chenevière in Genf, Minister von Claparède in Berlin, Regierungsrat Fahrländer in Aarau, Oberst Gessner in Schaffhausen, Regierungsrat Haffter in Frauenfeld, Freiherr von Marschall in Konstantinopel, Postdirektor Mayer in St. Gallen, Bundeskanzler Ringier in Bern, Prof. Dr. Tobler in Berlin, Graf Zeppelin in Stuttgart.

Für einzelne Mitteilungen, sowie für die Ueberlassung von Briefen und Protokollen, und die Benützung von Archiven und Bibliotheken bin ich u. a. folgenden Herren zu Dank verpflichtet:

Nationalrat Blumer in Schwanden, Ständerat Blumer-Egloff in Zürich, Redaktor Bundi in Bern, Prof. Dr. Dierauer in St. Gallen, Nationalrat Eugster in Speicher, Oberst Fahr-

II

länder in Bern, Dr. Gessner in Zürich, Baron von Greindl in Berlin, Kanzleisekretär Gygas in Berlin, Oberst Hammer in Solothurn, J. Hardmeyer-Jenny in Zürich, Oberst Hebbel in Bern, Excellenz Hellwig in Berlin, Statthalter Hofstetter in Gais, Ständerat Hohl in Herisau, Excellenz von Holstein in Berlin, Dr. Kaiser in Bern, Oberst Keller in Bern, Nationalrat Künzli in Murgenthal, Minister Lardy in Paris, J. Leutenegger in Zürich, Landammann Lutz in Lutzenberg, Nationalrat Lutz in Thal, Dr. Morel in St. Gallen, Prof. Dr. Oechsli in Zürich, Apotheker Rehsteiner in St. Gallen, Excellenz Reichard in Berlin, Landammann Saxer in St. Gallen, Redaktor Schläpfer in Herisau, Landammann Seiffert in St. Gallen, Priv. Streichenberg in München, Ratschreiber Tobler in Herisau, Redaktor Trudel in Berlin, Dr. Hermann Wartmann in St. Gallen, Dr. Welti in Bern, Obergerichtsschreiber Zuberbühler in Trogen, sowie den Damen Kern-Zellweger in Trogen, S. Kern in Berlingen und H. Stehlin-Bavier in Basel, wie ferner auch dem Studentengesangverein und dem Zofingerverein in Zürich.

Die folgende Charakterschilderung Minister Roth's beruht zum Teil auch auf persönlichen Eindrücken, die ich als sein Gast in Teufen und Berlin von ihm gewonnen habe.

Die literarischen Belege für die vorliegende Arbeit sind in den Anmerkungen am Schlusse angeführt.

Trogen, im Juli 1905.

W. Nef.

Jugend und Bildung.

Mitten im Appenzellerlande liegt das Dorf Teufen. Seine schmucken Holzhäuser kleben zerstreut am mattenreichen Abhange eines Hügelzuges, der aufgehenden Sonne zu. In duftiger Ferne stehen dem Dorfe gegenüber langgestreckte, mit Tannenwäldern und Wiesen überzogene Ketten des Vorgebirges, hinter denen die felsigen Berge des Alpsteins mit der Säntispyramide die weite Aussicht abschliessen.

Das Dorf Teufen bestand in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts aus einigen hundert Häusern, deren Einwohner, biedere aufgeweckte und fröhliche Leute nach alter Appenzeller Art durch ein wenig Landwirtschaft und viel Industrie es soweit brachten, in behaglichem Wohlstand leben zu können.

In diesem Dorfe wohnte die Familie Roth. Ein Sprössling derselben, Johannes Roth, liess sich, nachdem er seine Studien in Berlin beendet hatte, im Jahre 1834 als junger Jurist in der Heimat nieder, um sich dem öffentlichen Leben zu widmen. Er vermählte sich mit Emilie Schiess von Herisau. Die erste Frucht dieser Ehe war ein Sohn Arnold, der am 24. Januar 1836 geboren wurde.

Arnold Roths Kinderjahre verliefen glücklich und sturmlos. Geleitet von vortrefflichen Eltern wuchs er als geistig aufgewecktes und körperlich gesundes und starkes Kind auf.

Sein Vater war eine stattliche Erscheinung, einer der grössten Appenzeller, von edler Gesinnung, tolerant in religiösen Dingen, liberal in den politischen Ansichten. Als begüterter Mann war er nicht gezwungen, einem Broterwerb nachzugehen. Er widmete sich gänzlich der Oeffentlichkeit und seinen Liebhabereien. Er stand als Hauptmann an der Spitze der Gemeinde Teufen, er wurde Mitglied der Standeskommission, in der er mehrmals zum Landammann erhoben wurde, er war als Präsident des Revisionsrates der Haupturheber einer neuen appenzellischen Verfassung, er vertrat den Kanton Appenzell in den eidgenössischen Behörden, so zunächst als Tag-satzungsabgeordneter und später als National- und Stände-rat. In allen diesen Aemtern zeichnete er sich durch unentwegte Ueberzeugungstreue aus. Er gieng unbekümmert um die Volksgunst seinen geraden Weg. Jede Niedrigkeit der Gesinnung war ihm verhasst.

Ihm zur Seite stand als treue Gattin und besorgte Mutter sein Weib, eine lebhaft, feingebildete, kunstsinnige Frau, die neben ihrer grossen geistigen Bildung einen praktischen häuslichen Sinn besass.

Gerade diese letzteren Eigenschaften der Mutter, der Sinn für das Praktische, verbunden mit einer musterhaften Ordnungsliebe, giengen auf Arnold Roth über, während er vom Vater den Trieb nach Tätigkeit, den weiten Blick und den Freisinn ererbt hatte.

Ohne Geschwister wuchs der junge Roth auf. Ein Brüderchen, das wenige Jahre nach seiner Geburt zur Welt kam, starb in frühem Alter. Erst als Arnold 18 Jahre alt war, erhielt er wieder einen Bruder, Otto, mit dem er zeit-lebens, trotz des grossen Unterschiedes im Alter, in brüderlicher Liebe und inniger Freundschaft verbunden war.

In Teufen lebten auch Arnolds Grosseltern der väterlichen Seite, der Ratsherr Daniel Roth, ein biederer ein-

facher Landwirt, und seine Gattin Elsbetha Zuberbühler, eine gescheite, tüchtige, stille Frau, deren Freude es war, andern Gutes zu tun. Daniel Roth starb, als Arnold 16 Jahre alt war, seine Gattin sah ihren Enkel mit grosser Freude bis zum Minister hinaufsteigen; sie erreichte ein Alter von 93 Jahren.

Vielleicht noch mehr als von den Eltern giengen Eigenschaften der Grosseltern auf Arnold über. Der einfache Biedersinn Daniels und die stille Bescheidenheit der Frau Elsbeth begleiteten ihn durch das ganze Leben.

Das andere Grosselternpaar wohnte in Herisau. Schiess spielte dort eine grosse Rolle. Er war ein vornehmer, reicher Geschäftsmann, der auch das Amt eines Präsidenten des Kleinen Rates bekleidete. Später zog er sich als Rentner in das Privatleben zurück. Er besass eine autokratische, aber doch gutherzige Natur und war von einer fast pedantischen Genauigkeit. Dieser letztere Zug ging auf den Enkel Arnold über. Grossmutter Schiess war eine kluge, freundliche, allgemein beliebte Frau.

Den schönen Anlagen gegenüber brauchte die Erziehung nichts anderes zu tun, als sie zur Entwicklung zu bringen, was den Roth'schen Eltern trefflich und mit kleiner Mühe gelang. Die Eltern erzogen ihren Sohn möglichst frei. Sie lehrten ihn, sich selbst zu leiten und selbst zu beherrschen.

Von früher Kindheit an konnte Roth zu Hause fruchtbare Eindrücke in sich aufnehmen. Das Leben in seinem Elternhaus war ein geistig frisches und angeregtes; gerne lud sein Vater Gäste zu sich ein und da dieser eine politisch bedeutende Persönlichkeit war, so kehrte mancher berühmte Mann bei ihm ein. Gute Freundschaft verband ihn mit J. C. Bluntschli, dem grossen Völkerrechtslehrer. Verschiedene Male ist dieser im Roth'schen Hause in Teufen

abgestiegen und hat im Frieden desselben Erholung von Sorge und Arbeit gefunden.

Bei einem dieser Besuche spielte sich der folgende kleine Vorfall ab.

Während der Sonderbundszeit war Bluntschli ein Gegner des Krieges und galt deshalb vielerorts als Jesuitenfreund. Als er in jener aufgeregten Zeit zur Erholung bei seinem Freunde Roth in Teufen weilte, kam der letztere beim Volke in den Verdacht, es mit den Jesuiten zu halten und so wurde er an der nächsten Landsgemeinde seiner Aemter entsetzt. Es herrscht die Sitte im Appenzellerlande, dass die Knaben an Landsgemeindetagen mit Böllern und Kanöchen schiessen. Als der abgesetzte Vater Roth von der Landsgemeinde zurückkehrte, empfing ihn sein Sohn Arnold freudig mit Schüssen, nicht ahnend, welches Schicksal seinen Vater betroffen. Der Junge musste sein Schiessen einstellen, da man ihm bedeutete, es mache sich nicht gut, einen abgesetzten Beamten mit Schüssen zu begrüßen. So lernte Arnold Roth früh, dass man auf die Volksgunst nicht zu viel geben dürfe. Er sah, wie sein vorher hochgeachteter Vater auf einmal gefallen war, er konnte aber zugleich beim Vater lernen, dass man sich über solche Wechselfälle des Lebens nicht aufzuregen brauche.

Der junge Roth sah zu Hause manchen hervorragenden Politiker und hörte hie und da Gespräche über die Ereignisse im Vaterland und in der Welt draussen. Er schöpfte also in seiner engsten Heimat die Anregung dazu, sich der politischen Tätigkeit zu widmen.

Die Zeit seiner Jugend war politisch eine lebendige. Ein frischer, Keime weckender Zug, welcher mit jeder Freiheitsbewegung verbunden ist, ging durch das öffentliche Leben der 30er und 40er Jahre. Die kantonalen Verfassungsrevisionen, die Glaubenskämpfe, Freischaren-

züge und der Sonderbundskrieg hielten die Gemüter in Spannung. Aus allen diesen Bewegungen ging die schweizerische Bundesverfassung des Jahres 1848 hervor. Sie glich einer starken Festung, die man nach dem Kampf auf dem Schlachtfeld aufbaut als sichere Gewähr dafür, dass sich in ihrer Umgebung kein Krieg mehr abspielen dürfe.

Arnold Roth erlebte als Knabe und Jüngling diese ganze ereignisreiche Zeit und war er damals auch noch jung, so blieb die grosse Staatsumwälzung des Jahres 1848 nicht ohne Eindruck auf sein Gemüt.

Auf eine andere Art als durch das politische Leben, wurde der junge Roth durch die Musikliebhaberei seines Vaters beeinflusst. In musikalischen Dingen war Johannes Roth geradezu Enthusiast und diese Liebe zur Musik übertrug sich auch auf seinen Sohn. Vor allem der Gesang, dieses appenzellische Nationaltalent, bildete in Arnold Roth's Jugendzeit ein Stück seines Lebens.

Johannes Roth kam als Freund der Musik und als Protektor der Musiker zu einer gewissen Berühmtheit. Er war Präsident des ausserrhodischen Sängervereins, er gründete in Teufen einen gemischten Chor und einen Männerchor, die er selbst leitete. Mit diesen Chören führte er Werke auf, die sonst in Dörfern nicht bewältigt werden konnten und die wegen der Vortrefflichkeit der Darbietung in der ganzen Umgebung berühmt wurden. Da wurden die „letzten Dinge“ von Spohr und die „Zerstörung Jerusalems“ von Hiller und anderes aufgeführt. Zu diesen Konzerten liess Roth vortreffliche Solisten, wie die Sängerinnen Heinefetter, ferner die Pianisten Alexander Müller und Wilhelm Baumgartner aus Zürich kommen, welche auf zwei Flügeln den Orchesterpart spielten, dann aber vor allem den bekannten und beliebten Liederkomponisten und Kapellmeister Kücken, der mehrmals

die Konzerte in Teufen dirigierte und oft wochenlang bei Roth's zu Besuch weilte. Vater und Mutter Roth spielten Klavier und sangen, so dass die Musik in der Familie ein ständiger Hausgast war. Der junge Arnold nahm dieses alles von Kindheit an in sich auf und wir werden deshalb nicht erstaunt sein, wenn wir sehen werden, wie Roth später nie eine liebere Erholungsquelle fand, als die Musik.

Auf diese Weise lernte Arnold Roth schon von Jugend auf viele verschiedenartige Menschen kennen und der Verkehr mit anregenden Leuten wurde ihm so zunächst zur Gewohnheit und später zum Bedürfnis.

Arnold Roth besuchte die Dorfschulen in Teufen. Da er später studieren sollte, musste er, zum Jüngling herangewachsen, seine Heimat verlassen, um sich an Mittelschulen weiter zu bilden. Er trat zunächst in die appenzellische Kantonsschule in Trogen ein.

Die Schule bestand aus vier Klassen, drei Lehrern und zirka 50 Schülern. Mit der Schule war ein Pensionat in Verbindung, das wie die Lehranstalt von Direktor Tobler, einem erfahrenen Pädagogen, geleitet wurde. Roth wurde Alumniat und konnte nun die Freuden und Leiden eines Konviktsinsassen durchmachen. Die letzteren wurden einmal so gross, dass er das Gelüste bekam, das Weite zu suchen. Doch dauerte seine Reise in die Welt hinaus nur eine Viertelstunde und dann fand er es für geratener, wieder zurückzukehren. Er schloss sich weder an Trogen, noch an die Lehrer und Schüler besonders stark an, ausgenommen den Lehrer der Mathematik und Naturkunde, Johann Georg Schoch, den er verehrte und dem er sich später freundschaftlich näherte.

Das einfache Trogener Pensionat vertauschte Roth nach einiger Zeit mit dem vornehmen Institut Munz in St. Gallen. Diese Anstalt genoss damals eines guten Rufes.

Jedenfalls war die Erziehung daselbst eine feine und sorgfältige und Roth weilte sehr gerne dort.

Aus dem Institut Munz trat Roth in das St. Galler Gymnasium über, wo er den Schlussstein zu jener Bildung, die ihn auf die Universität vorbereitete, legte. Mit mittlerem Fleiss und ohne sich besonders auszuzeichnen, besuchte er den Unterricht, der damals hauptsächlich aus den alten Sprachen, Geschichte, Deutsch und Philosophie bestand. Seine Hauptlehrer waren: der gute und beliebte Rektor Fuchs (Griechisch und Deutsch), Knaus (Latein), und Gustav Scherrer (Philosophie und Geschichte). Zu seinen Klassenkameraden gehörten Hermann Wartmann, der bekannte St. Galler Geschichtsforscher, Alfred Krauss, der vor wenigen Jahren verstorbene Strassburger Theologieprofessor, Bislin, der später st. gallischer Regierungsrat wurde, und Graf, der als Pfarrer in Gonters (Kanton Graubünden) gestorben ist.

Als St. Galler Gymnasiast wohnte Roth bei Hutmacher Bion, wo er sehr gut aufgehoben war. Nun konnte er über seine freie Zeit willkürlich verfügen, und so suchte er in den Gymnasialvereinen Anschluss. Er wurde Mitglied der Zofingia und der Helvetia, zweier Vereine, in denen besonders Geselligkeit gepflegt wurde und in denen der junge Gymnasiast manche schöne Stunde ungetrübten, hie und da auch mutwilligen Jugendfrohsinnes erlebte.

Der Aufenthalt in St. Gallen wurde für Roth insofern von Bedeutung, als er zwei junge Männer kennen lernte, die beide zunächst Mentordienste an ihm ausübten, mit denen er aber bald Freundschaft auf Lebenszeit schloss. Bei Hutmacher Bion traf er mit dessen Neffen Walter Bion zusammen (Sommer 1852), der soeben sein theologisches Staatsexamen bestanden hatte und nun eine Zeit lang zu St. Leonhard in St. Gallen vikarierte. Der sechszehnjährige Roth liess sich gern von dem jungen Theologen

leiten und als Bion später als Pfarrer in Rehetobel amtete, führte er seinem Schützling seinen Freund H. Mayer als Führer zu, der eben nach beendigten Studien als junger Philister in seine Heimat St. Gallen zurückgekehrt war (Herbst 1853). Beiden Männern werden wir mehrmals begegnen. Sie gehörten zu Roth's intimsten Freunden.

Im Frühjahr 1854 verliess er das St. Galler Gymnasium und bezog die Universität in Zürich, wo er sich als stud. jur. einschreiben liess und wo er das Sommersemester 1854 und das Wintersemester 1854/55 durchlebte. Hier legte er den Grund zu seinen späteren umfassenden juristischen Kenntnissen. Er arbeitete fleissig, sass pünktlich in den Hörsälen drinn, führte saubere, genaue Hefte, gönnte sich aber auch Stunden der Erholung, in welchen er am studentischen und gesellschaftlichen Leben Zürichs Teil nahm.

An der juristischen Fakultät wirkten damals Männer wie Mommsen und Dernburg. Bei ersterem hörte Roth die Institutionen des römischen Rechts, bei letzterem Pandekten. Die Einleitung in das Studium der Staats- und Rechtswissenschaften, sowie Nationalökonomie, belegte er bei Hildebrand, ein Kolleg über Individualismus und Zentralisation bei Rückert. Neben diesen Fachstudien arbeitete sich Roth in die Schweizergeschichte ein, die er bei Hottinger hörte. Ueberhaupt wollte er sich eine allgemeine Bildung verschaffen und besuchte sogar die von Juristen häufig missachteten philosophischen Vorlesungen. Er belegte Psychologie, Logik und Metaphysik bei Kym. Endlich hörte er bei J. Frei eine Vorlesung über Cicero's Rede für Cäcina.

Roth fand in Zürich einige Studiengenossen, an die er sich innig anschloss und die zu seinen treuesten Freunden des Lebens wurden. Dies waren Gessner, der spätere Oberst und Zolldirektor in Schaffhausen, Haffter, welcher

nachmals thurgauischer Regierungspräsident wurde, und Tobler, der als Professor der romanischen Sprachen an der Universität in Berlin wirkt. Ausser der ähnlichen Lebensrichtung, dem annähernd gleichen Alter und den gegenseitig sympathischen Charakteren, war es besonders die Musik, welche die jungen Männer eng zusammenschloss. Fast täglich punkt 1 Uhr kamen die Freunde auf einer ihrer Buden zusammen, um mit einander zu musizieren. Gessner sang Tenor, Roth Bariton, Haffter und Tobler spielten Klavier. Dazu wurde ein oft mit primitivem Geräte selbst „gebrauter“ Kaffee getrunken, so dass die Freunde schöne Stunden mit einander verlebt. Eine ungestörte Harmonie machte das Freundschaftsverhältnis der vier Studenten zu einem geradezu idealen und diese Stunden heiteren Beisammenseins und seligen Musizierens bildeten für die späteren Männer angenehme Jugenderinnerungen.

Die Musik führte Roth auch in den Studenten-Gesangverein, der damals unter Baumgartner stand, und in den Männerchor Harmonie. In beiden Vereinen fand er manche musikalische Anregung und er war erfreut, die Musik jetzt in vollen Zügen geniessen zu können.

Ausser dem Studenten-Gesangverein gehörte Roth auch dem Zofingerverein (damals Neu-Zofingia) an, so dass er das studentische Leben und Treiben zur Genüge mitmachen konnte.

Roth war durch die Stellung und den grossen Bekanntenkreis seines Vaters in vielen Familien Zürichs eingeführt. Durch sein bescheidenes Auftreten war er überall beliebt, mit seiner schönen Baritonstimme sang er sich in die Herzen der Zuhörer hinein.

Nach einem einjährigen Aufenthalt in Zürich bezog er die Universität Heidelberg, um seine Studien fortzusetzen und zu beenden. Mehr als zwei Jahre ver-

brachte er in der alten Universitätsstadt am Neckar, Jahre schönster Jugendlust und starken geistigen Wachstums.

Hier arbeitete er sich eigentlich in die juristischen Gegenstände ein. Seine früheren vorzüglichen Zürcherlehrer Mommsen und Dernburg waren nach Heidelberg übergesiedelt und Roth setzte seine Studien bei ihnen fort. Im Laufe der 5 Semester hörte er folgende Vorlesungen:

Institutionen	bei Prof. Mommsen
Nationalökonomie	„ Prof. Hildenbrand.
Deutsche Rechtsgeschichte und Pandekten	„ Prof. Dernburg.
Staatsrecht	„ Prof. Hildenbrand.
Römische Rechtsgeschichte und Pandekten	„ Geheimrat v. Vangerow.
Kriminalrecht	„ Geheimrat Mittermaier.
Kriminalprozess	„ Geheimrat Mittermaier.
Deutsches Privatrecht und Zivilprozess	„ Hofrat Renaud.
Kirchenrecht	„ Geh. Hofrat Rosshirt.
Völkerrecht	„ Hofrat Zöpfl.
Politik	„ Geh. Hofrat von Mohl.

In der wein- und bierfröhlichen Musenstadt Heidelberg fand natürlich auch Roth Gelegenheit zu heiterm, ulkigem Studentenleben. Die Schweizerstudenten bildeten eine Landsmannschaft, deren Präsident er wurde und die unter seiner Führung flott marschierte und eine sehr geachtete Stellung einnahm.

Bei seinen Landsleuten war Roth allgemein beliebt; er achtete darauf, dass seine Kommilitonen keine Schulden machten. Er lernte damals Fahrländer, den jetzigen Aargauer Regierungsrat, und Ringier, den gegenwärtigen Bundeskanzler, kennen, mit denen er später engere Freundschaft schloss. Grosse Freude machte es ihm, als 1856

sein alter Freund Haffter als Student nach Heidelberg kam, mit dem und andern Kameraden zusammen er wieder eifrig musizierte.

Von Heidelberg aus hatten Roth und andere Musikenthusiasten gute Gelegenheit, die Oper in Mannheim zu besuchen. Mit idealer Begeisterung studierten die Musikfreunde die Kompositionen, bevor sie in's Theater giengen. Die Ausflüge nach Mannheim waren immer besonders fröhlich und hie und da erlaubten sich die Studenten auch einen Ulk. So luden sie einst beim Heimfahren nach Heidelberg nachts einen angeheiterten Mannheimer Bürger auf, der am folgenden Morgen sich in Heidelberg höchst verduzt die Augen ausrieb, um dann aber über den Studentenstreich selbst fröhlich mitzulachen.

Mitten in dem heitern Leben trat eine ernste Aufgabe an den jungen Roth heran. Im Jahre 1856 spielte in der Schweiz der Neuenburger Handel, der beinahe zu einem Kriege mit Preussen geführt hätte. Hüben und drüben begannen schon die Kriegsvorbereitungen. Da erhielt Roth zusammen mit Kündig von Basel vom Bundesrat den Auftrag, eine Reise dem Rheine nach hinunter nach Köln zu unternehmen, um in Erfahrung zu bringen, wie weit die Preussen Rüstungen treffen. Diese Kundschaftsreise war eine schwierige Aufgabe für zwei grüne Studenten. Es war das erste Mal, dass Roth im Auftrage des Bundesrates dem Vaterlande diene. Schon damals zeigte er seine diplomatische Begabung. Er und Kündig waren mit Mitgliedern des Heidelberger Korps Rhenania befreundet; sie borgten von diesen Mützen und Bänder, um unbeargwohnt auf Schiffen, auf der Eisenbahn und an Gasthaustafeln Verkehr mit Offizieren suchen zu können. Ihre Reise gieng über Frankfurt, Mainz, Koblenz nach Köln. Näheres darüber ist nie bekannt

geworden, da sie unter dem Gebot der Verschwiegenheit ausgeführt wurde. Ob Roth's und Kündig's Bericht an den Bundesrat von Wert gewesen ist, muss dahin gestellt bleiben, da die Schweiz glücklicherweise nicht dazu kam, den preussischen Truppen entgegen marschieren zu müssen.

Ausser dieser Reise machte Roth, der ein begeisterter Naturfreund war, viele kleinere und grössere Ausflüge in die liebliche Umgebung Heidelbergs. Wie schwärmerisch er für die Naturschönheiten begeistert war, zeigt folgende Stelle aus einem Briefe an seinen Freund Haffter: „Jener Tag, welcher uns in all' die Herrlichkeiten der prachtvollen Rheinlande einführte, der mich alles das schauen liess, was ich tausendmal von künstlerischer Hand zu Papier gebracht anstaunte, die Stunden endlich, in denen ich alles dieses Schöne in Begleit eines meiner treuesten Freunde genoss, bleiben mir unvergesslich.“ (2. Sept. 1856.)

Neben all dem Schönen, was Roth in Heidelberg genoss, kam die Arbeit nicht zu kurz. Er bereitete sich mit Ernst zum Doktor-Examen vor, das er im Juli 1857 bestand. Seine von ihm der juristischen Fakultät eingereichten Textarbeiten behandelten L 3 D de regula Catoniana 34,7 ; und Cap. 9,10 Qui filii sint legitimi? 4,17.

Noch feierte Roth nach altem fröhlich studentischem Brauch seinen Abschied vom Universitätsleben, wobei seine Freunde ihn in das nächste Bierdorf begleiteten, wo bei dem letzten Glas und letzten Kuss das feierliche Huteintreiben stattfand und dann zog der junge Philister in die alte Heimat ein, um sich einer praktischen Tätigkeit zu widmen.

Roth fand zur Freude seines Vaters gleich eine Stelle als Auditor (Anwalt) am Zürcher Bezirksgericht. Er arbeitete sich hier zum ersten Male praktisch in das Rechtsleben ein. Daneben suchte er sich auch theoretisch

weiter zu bilden, indem er an der Hochschule Rüttimanns Vorlesungen über zürcherisches Privatrecht hörte.

Roth nahm bei diesem zweiten Aufenthalt in Zürich die früheren gesellschaftlichen Beziehungen wieder auf. Er verkehrte mit Alfred Escher, Gottfried Keller, Wilhelm Baumgartner und andern bedeutenden Zürchern. Man sah ihn auch wieder im Zofinger Verein, er sang in der Harmonie und dem Studentengesangverein mit. Immer lieber wurde ihm die Musik; er nahm Gesangsunterricht bei Baumgartner. Neben den Kompositionen seines Lehrers sang er besonders die Lieder von Mendelssohn, Schubert und Schumann, sowie Partien aus Tannhäuser, Zar und Zimmermann, Martha, Freischütz, und den lustigen Weibern von Windsor.

In diesen Jahren machte Roth seine ersten Militärdienstübungen. Er trat als Aspirant erster Klasse in die Artillerie-Rekrutenschule Thun ein (1858) und wurde im gleichen Jahre dem Kommandanten Hans Wieland bei einem Truppenzusammenzug auf der Luziensteig als Ordonnanz beigegeben. Nachdem er im Jahre 1859 in Zürich freiwillig eine Rekrutenschule als Trainunteroffizier absolviert hatte, besuchte er eine Zentralschule als Artillerie-Aspirant zweiter Klasse. Er wurde dann Unterlieutenant der Artillerie und nahm als solcher am Truppenzusammenzug bei Aarburg teil. Er funktionierte wieder als Ordonnanzoffizier von Oberst Wieland (1859).

Roth war in diesen Jahren mit Leib und Seele beim Militär. Er war ein guter kühner Reiter; auch reizten ihn die technischen Probleme des Militärwesens. So wurde denn Oberst Wieland auf ihn aufmerksam, der Roth's eigentlicher militärischer Mentor wurde und an den er sich mit der Zeit immer enger anschloss.

Die spätere diplomatische Laufbahn Roth's brachte es mit sich, dass er sich dem Militärwesen nicht mehr

so widmen konnte, wie er es in der Jugend wünschte. Als er bald nach seinen ersten Diensten nach Paris übersiedelte, wurde er als Oberlieutenant in den Generalstab versetzt (1861). Nur noch drei Dienste machte er als Generalstabsoffizier mit, einen Truppenzusammenzug im Hochgebirge (Sustenpass August 1861) und einen solchen im Oberaargau (September 1863). 1864 wurde er zum Hauptmann befördert und als solcher besuchte er 1868 die Zentralschule in Thun. Von jetzt ab bestand Roth's militärisches Leben nur noch in Beförderungen: 1869 wurde er Major, 1873 Oberstlieutenant, und 1888, 11 Jahre nach seiner Uebersiedelung nach Berlin, Oberst. Diese letzte Beförderung mag damit zusammen gehangen haben, dass am preussischen Hofe sehr viel auf den militärischen Rang einer Person gegeben wird und dass Roth durch seine erhöhte militärische Stellung in deutschen Kreisen ein grösseres Ansehen als diplomatischer Vertreter der Schweiz bekam.

Nachdem sich Roth in Zürich einige Zeit praktisch in die Juristerei eingelebt hatte, gestattete ihm sein weitblickender Vater, zur ferneren Ausbildung und Entwicklung eine Reise ins Ausland zu machen. Roth gieng über Berlin nach Paris. Hier gedachte er einige Zeit zu bleiben, um sich in die französische Sprache einzuarbeiten. Aus dem geplanten mehrmonatlichen Aufenthalt wurde durch Zufall ein fast zehnjähriger.

Roth suchte in Paris sogleich Beschäftigung. Nachdem er eine erste flüchtige Bekanntschaft mit seinen schweizerischen Landsleuten gemacht hatte, zog er sich während $\frac{3}{4}$ Jahren gänzlich von ihnen zurück, um nur mit Franzosen zu verkehren und die Sprache zu lernen. Er besuchte Vorlesungen im Collège de France, wohnte den Gerichtsverhandlungen im Palais de justice bei und übersetzte die *histoire politique des Etats Unis* von Laboulaye.

Infolge alles dessen erlernte er die französische Sprache gründlich und diese Kenntnis ist ihm im ganzen späteren Leben sehr zu statten gekommen.

Roth war durch seinen Vater bei dem damaligen schweizerischen Gesandten Minister Kern eingeführt; er und seine Gattin nahmen sich des jungen Schweizers in Güte an. Nun fehlte einst Kern's Kanzleisekretär wegen Erkrankung einige Zeit und Kern lud Roth ein, auf sein Bureau zu kommen und dort bei der Korrespondenz zu helfen. Roth willigte ein, arbeitete einige Zeit und fand solchen Gefallen an seiner Tätigkeit und Kern war so sehr mit ihm zufrieden, dass Roth nun als eigentlicher Sekretär der Schweizerischen Gesandtschaft beiträt (1861). Dieser Schritt sollte für Roth's ganzes Leben entscheidend werden. Er bedeutet den Anfang seiner diplomatischen Tätigkeit, jenes Arbeitsfeldes, auf dem er später so reiche Ernte halten sollte.

Je mehr sich Roth in seinen neuen Wirkungskreis einarbeitete, um so grösseren Gefallen fand er daran. Die eigentliche Kanzleiarbeit, das Kopieren und Registrieren von Briefen und Aktenstücken gefiel ihm vorzüglich; die genaue Führung der Geschäfte zog ihn an. Kern würdigte seine Arbeit, er schrieb an Roth's Vater, dass er „mit vollem Vergnügen seine ganze Zufriedenheit“ über seinen Sohn ausspreche (Brief vom 6. Dez. 1861). Roth verehrte seinen Chef, von dem er vortrefflich in die Gesandtschaftsgeschäfte eingeführt wurde.

Mit der Zeit wurde das Verhältnis zwischen dem Chef und seinem Sekretär ein freundschaftliches.

Für Roth waren die zehn Jahre, die er in Paris verlebte (1859—1869) ausserordentlich interessant und lehrreich. Paris stand damals im neuen Glanze des zweiten Kaiserreichs. Die ville lumière war wieder der Mittelpunkt des hohen gesellschaftlichen Lebens Europas. Die

Stadt vereinigte alles, was Kunst und Luxus zu bieten vermochten. Im Anfang der 60er Jahre ruhte auch der Schwerpunkt der europäischen Politik in Frankreich und auf seinem kaiserlichen Haupte Napoleon III. Dieser sonnte sich im Glanze seiner Erfolge, die er im Krimkriege und im italienischen Feldzuge errungen hatte. Gegen die Mitte und das Ende der 60er Jahre legten sich aber schon Schatten über das Lichtbild. Die mexikanische Expedition missglückte, der Luxemburger Handel verlief für Frankreich ungünstig; diese und andere Misserfolge trugen dazu bei, Napoleon vieles von seinem Nimbus der Unfehlbarkeit und der absoluten Sicherheit zu rauben.

Alle diese Ereignisse, die hohe Macht Napoleons und sein allmähliges Sinken konnte Roth von der Nähe ansehen und diese politisch schwierige und ereignisreiche Zeit war eine vortreffliche Schule für den jungen Diplomaten. An der Hand seines erfahrenen Führers Kern wurde er in die manigfaltigsten Fragen der Politik eingeführt.

Kerns persönliche Beziehungen zu Napoleon waren vortreffliche. Der Kaiser kannte Kern schon von seinem früheren Aufenthalt im Thurgau her, und das Wohlwollen, das er ihm gegenüber hegte, übertrug er auch auf dessen jungen Sekretär. Kern und Roth wurden nicht selten ausser zu den grossen offiziellen Anlässen, wie Tuilerienbällen etc. privatim zu Napoleon und dessen Familie geladen, so dass sie manchen Blick in die persönlichen Verhältnisse des Herrschers tun konnten. Napoleon war seinen alten Freunden in der Schweiz sehr anhänglich und besass für das dort Erlebte ein gutes Gedächtnis. Roth fand, dass man Napoleon oft ungerecht beurteilt habe, dass er selbständig im Denken und Urteilen war, dass er aber häufig von seiner Umgebung überstimmt wurde. Eugeniens, der schönen, graziösen Kaiserin Einfluss auf Napoleon hielt Roth für stark, aber nicht günstig.

Die Beziehungen zwischen der Schweiz und Frankreich litten am Anfang der 60er Jahre durch den Savoyerhandel, wurden dann aber bald wieder günstiger. In dieser Zeit begegnete Roth folgendes kleines Erlebnis. Eines Sonntags machte er mit einer grossen Gesellschaft, unter der sich auch der mit Roth bekannte Senateur Laboulaye befand, einen Ausflug nach Versailles. Die ältern Leute fuhren auf der Landstrasse, Roth ging mit den jüngern über den Bergrücken. Gegenseitig rief und jauchzte man einander zu. Als man wieder zusammentraf, bemerkte Laboulaye: „Tiens, Monsieur Roth, vous avez une belle voix“, worauf Roth erwiderte: „vous voyez bien Monsieur le Sénateur, que la Suisse n'a pas encore perdu sa voix (Savoie)“.

Savoyen ging bekanntlich der Schweiz doch verloren. Der Kriegslärm, der eine Zeit lang in der Schweiz gegen Frankreich erhoben wurde, trug den in Paris lebenden Schweizern etwa den Spottnamen der „petits Suisses“ ein, im grossen und ganzen aber war die Savoyeraffaire bald wieder verschmerzt und die Beziehungen zwischen der Schweiz und Frankreich gestalteten sich zu angenehmen.

Dies zeigte sich namentlich beim Abschluss des Handelsvertrages. Dem zweiten französischen Kaiserreich gebührt das Verdienst, einer freisinnigen Handelspolitik Bahn gebrochen zu haben. Frankreich schloss Handelsverträge mit England, Belgien, Preussen und Italien und bald darauf, allerdings nach schwierigen Unterhandlungen, die am 30. Juni 1864 in Paris beendet wurden, mit der Schweiz. Roth war dabei als Sekretär tätig und sowohl der Bundesrat als Minister Kern sprachen ihm ihre Anerkennung für seine vielfachen, verdienstlichen Arbeiten bei den Handelsnegociationen aus. Wie gross die Schwierigkeiten bei diesen Unterhandlungen überhaupt waren, zeigt folgende Stelle aus einem Briefe, den Minister Kern am

4. Januar 1865 an den in den Ferien in Teufen weilenden Roth schrieb: „Der Kaiser drückte seine Befriedigung aus, dass es gelungen sei, die Schwierigkeiten, die sich dem Handelsvertrag entgegenstellten, zu überwinden, „et réellement“, wiederholte er nochmals mit Nachdruck, „il y avait beaucoup, beaucoup de difficultés à aplanir.“

Als im Jahre 1867 in Paris eine Weltausstellung stattfand, wurde Roth der Vertreter des Generalsekretärs der schweizerischen Abteilung, Feer-Herzogs. Die Ausstellung wurde von vielen Fürstlichkeiten besucht und Feer und Roth hatten jeweils die Herrschaften durch die schweizerische Abteilung zu führen.

Für den jungen Artillerieoffizier war es auch von Interesse, als er im Auftrage des Bundesrates nach Châlons abgeordnet wurde, um das Chassepot-Gewehr kennen zu lernen.

Hat Roth als Sekretär der Gesandtschaft so die eine und andere offizielle Aufgabe gelöst, so widmete er sich ausserhalb den Geschäften so viel er konnte dem Wohl der Schweizer. Manche Jahre gehörte er dem Komite der Société de secours mutuels an. Oft verkehrte er jetzt, da er die französische Sprache beherrschte, mit seinen Landsleuten und er war in ihren Kreisen, wegen seines Gesanges und seines Humors ein willkommenes, gern gesehenes Glied. Mit Liebe nahm er sich auch aller der Schweizer an, die vorübergehend nach Paris kamen und denen er als Ratgeber für ihre Geschäfte, als Auskunftsperson und als Cicerone für die Museen, Theater etc. diente.

Die Ferien benützte Roth jeweilen, um seine Eltern, seinen Bruder und seine Freunde in der Schweiz zu besuchen und hie und da einen Militärdienst zu machen. So blieb er mit seinen Angehörigen und seiner Heimat fortwährend in Verbindung. Nach fast 10 Jahren sehnte

er sich aber danach, seinen Wohnsitz wieder ganz in der Schweiz aufzuschlagen, um so mehr, als seine Mutter zu kränkeln anfieng. Der Bundesrat kam seinem Wunsche entgegen und ernannte ihn im Dezember 1868 zum Sekretär des politischen Departements in Bern. Anfang 1869 trat Roth dieses Amt an, um es zwei Jahre lang zu versehen.

Diese Stellung war gewissermassen eine Fortsetzung der vorhergehenden, da das politische Departement sich mit den auswärtigen Angelegenheiten abzugeben hat. Roth konnte den Verkehr der Eidgenossenschaft mit den fremden Mächten von der Schweiz aus ansehen und insofern waren diese Jahre für ihn auch eine gute Vorbildung für seinen späteren Dienst als Gesandter.

Er arbeitete sich unter seinen beiden Vorgesetzten, den Bundespräsidenten Dubs und Welti, die er beide hoch verehrte, rasch in seine neue Stellung ein. Mit Freuden ging er besonders daran, den ganzen Dienst auf dem Departement strikter zu organisieren, die Dokumente zu registrieren und ein geordnetes Archiv anzulegen. In seinen Mussestunden nahm er am gesellschaftlichen Leben Berns teil und hatte so die Gelegenheit, die Bundeshauptstadt nach allen Richtungen politisch und gesellschaftlich kennen zu lernen.

Mit Minister Kern blieb Roth in dieser Zeit in lebhaftem brieflichem Verkehr und während der Belagerung von Paris, während welcher Kern, fast als einziger fremder Diplomat in der eingeschlossenen Stadt ausharrte, bat Kern Roth verschiedene Male dringend, ihm doch Nachrichten aus der Heimat zu senden. Roth scheint dies nicht gelungen zu sein, da der briefliche Verkehr zwischen den in Paris eingeschlossenen und den auswärtigen Personen unter strenger Kontrolle der Deutschen stand.

Das Jahr 1870 brachte Roth herbe Verluste in seiner engeren Familie. Im Anfang des Jahres verlor er seine

Mutter, am Ende stand er am Todesbette des Vaters. Inzwischen hatte er seine Stelle in Bern aufgegeben und war in sein elterliches Haus zurückgekehrt. Als er so vereinsamt war, muss es ihm erwünscht gewesen sein, neue Beschäftigung zu finden. Diese erhielt er bald, indem er vom Bundesrate die Aufgabe bekam, zusammen mit Staatsrat Chenevière von Genf nach Paris zu reisen, um den dortigen Schweizern, welche unter der Belagerung gelitten hatten, Hülfsgelder zu bringen.

Durch die Einschliessung von Paris waren viele dort ansässige Schweizer in harte Bedrängnis gekommen. Obwohl die schweizerische Gesandtschaft in den Tagen der Not die Landsleute reichlich unterstützte (die Ausgaben beliefen sich oft auf die Summe von 1000 Fr. täglich), so musste doch manches Unglück ungebessert bleiben, da auch die Hilfsquellen der schweizerischen Unterstützungsvereine in Paris zu versiegen anfangen. Minister Kern setzte den Bundesrat über die Not der Miteidgenossen in Kenntnis und dieser richtete ein Schreiben an die Kantonsregierungen, in welchem er diese um Unterstützung angien. Auch Privat-Komités bildeten sich, die Geldsammlungen für die Pariser-Schweizer vornahmen. In Genf stand Chenevière an der Spitze desselben, in der Ostschweiz war Roth ein eifriger Förderer der Sache. Freudig standen die Schweizer für ihre leidenden Bundesgenossen ein, der Fond wuchs und wie zirka 50,000 Fr. beieinander waren, erhielten Chenevière und Roth den Auftrag, diese Gelder nach Paris zu bringen.

Die Reise war wegen der vielen Schwierigkeiten, welche infolge der militärischen Besetzungen des zu durchreisenden Gebietes sich entgegenstellten, eine beschwerliche und langwierige.

Für die Strecke Bern-Paris brauchten die Abgeordneten acht Tage (vom 30. Januar bis 6. Februar 1871).

Von Zeit zu Zeit musste wieder eine Erlaubnis vom preussischen Militärkommando erwirkt werden und nur mit grosser Geduld und unter vielen Unbequemlichkeiten, welche der Krieg mit sich brachte, wurde der Bestimmungsort erreicht.

Hier angekommen, setzten sich Chenevière und Roth sofort mit der Gesandtschaft und den hauptsächlichsten Schweizervereinen in Verbindung, so vor allem mit der Société Helvétique de bienfaisance und der Société de secours mutuels, um die Gelder zu verteilen. Neben dieser materiellen Hülfe suchten die Abgeordneten auch moralisch auf ihre Miteidgenossen zu wirken und ihnen die tröstliche Versicherung beizubringen, dass die Schweizer zu Hause ihrer gedenken und sie in der Not nicht im Stiche lassen werden. Chenevière und Roth besuchten die im Collège Chaptal errichteten Ambulancen, unter denen sich auch eine mit vierzig Betten versehene Salle Suisse befand, in welcher Frau Minister Kern mit einer grossen Anzahl von schweizerischen Damen eine aufopfernde Krankenpflege entwickelt hatte. Auch dem schweizerischen Greisenasyl wurde von den Abgeordneten ein Besuch abgestattet, wie diese sich überhaupt alle Mühe gaben, die Lage unserer Landsleute aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Am 15. Februar 1871, abends 8 Uhr, fand im grossen Amphitheater des Konservatoriums der Künste und Gewerbe eine allgemeine Zusammenkunft der ganzen Pariser Schweizer Kolonie statt. Die Versammlung, welche von Minister Kern geführt und mit ein paar Worten eingeleitet wurde, mit welchen er die beiden Abgeordneten vorstellte, nahm einen würdigen patriotischen Verlauf. Chenevière brachte in einer längeren, von Mitgefühl getragenen Rede die Grüsse aus der Heimat; die Vertreter der Schweizer Vereine, Ruchet und Chevalier, sowie Minister Kern

dankten bewegten Herzens den beiden Delegierten zu Handen des Bundesrates und des Schweizervolkes für die schöne Unterstützung.

Die Heimreise der beiden Männer vollzog sich ohne Schwierigkeit. Ausser der vielen Dankbarkeit der Schweizer in Paris und einer reichen Erfahrung hatte die Reise Roth eine Bereicherung durch die Freundschaft von Chenevière gebracht. Die beiden Männer besaßen Zuneigung und Hochachtung zu einander und ihre damals geknüpften freundschaftlichen Annäherung blieb bis zu Roths Tode bestehen.

Roths Jugend-, Lehr- und Wanderjahre schlossen mit dieser Reise ab. Bald traten ernstere und grössere Aufgaben und Pflichten an den jungen Mann heran.

Wirken in der Heimat.

Roth kehrte nun nach Teufen zurück und zog in das schöne Haus ein, das sein Vater einige Jahre vor dem Tode bauen liess. Er lebte dort still, zurückgezogen, bis er allerdings schon nach wenigen Wochen in manche Aemter gewählt wurde, die ihm Arbeit gaben. Ein Jahr später vermählte er sich mit Aline Zollinger von Zürich und von jetzt ab hatte er in seinem Heim ein schönes, heiteres Familienleben. Der Ehe entsprangen drei Kinder, Emmy, Hans und Fanny. Das stille, häusliche Glück bildete den Hintergrund, von welchem sich das rege politische Leben abhob, in welches Roth in den nächsten Jahren gezogen wurde.

An der Hundwiler Landsgemeinde des April 1871 wurde er zum Ständerat und zum ersten Statthalter der appenzellischen Standeskommission (Regierungsrates) gewählt. In diesen beiden Behörden blieb Roth, bis er im Jahre 1877 als schweizerischer Gesandter nach Berlin gieng.

Junge Schultern vermögen viel zu tragen und so war es natürlich, dass Roth in kurzer Zeit eines der meist beschäftigten Mitglieder der Standeskommission wurde. Schon an der nächsten Landsgemeinde rückte er zum stillstehenden, an der übernächsten zum regierenden Landammann vor. Nach seiner zweijährigen Amtszeit in dieser Stellung wurde er wieder zweites Mitglied der Regierung, was er bis zu seinem Wegzug aus dem Kanton Appenzell blieb.

Roths Tätigkeit als Regierungsrat war eine vielseitige und grosse. Als Vorsitzender der Landesschulkommission, der Militärkommission und der Justizkommission leitete er das kantonale Erziehungs-, Militär- und Justizwesen. Ferner war er Mitglied der Kirchen- und Ehegerichtskommission und Präsident des Kantonal-Verhörortes.

Die Mitglieder der appenzellischen Regierung gehörten auch dem Kantonsrate an und der Landammann war jeweils der Vorsitzende der kantonalen gesetzgebenden Behörde. Roth war ein eifriges Mitglied des Kantonsrates und in den Jahren 1873—75 ein gewissenhafter Präsident.

Roth kam seinen sämtlichen Verpflichtungen gewissenhaft nach. Er war ein grosser, aber stiller Arbeiter in allen seinen Aemtern, ein Mann, dem es darauf ankam, dass die Sachen gefördert wurden, und dem die mit den Aemtern verbundene äussere Ehre gleichgültig war. Fast alle Gesetzesentwürfe dieser Zeit, die Vorschläge an den Grossen Rat, Botschaften an das Volk etc. stammen aus seiner Feder. Dabei drängte er sich mit seinen Arbeiten nicht willkürlich und selbstherrlich in den Vordergrund. Er liess andern Meinungen immer Gehör und handelte in der Regel nur mit der Zustimmung seiner Amtsgenossen.

Man kann ihn einen diplomatischen Staatsmann nennen. Zunächst suchte er durch sein liebevolles, freundliches, aber doch festes und imponierendes Auftreten die Menschen, mit denen er zu verkehren hatte, für seine Person zu gewinnen. Hatte er sich den Boden geebnet, den ersten und schwierigsten Widerstand beseitigt, so brachte er die Sache vor und zog dann seine Person in kluger Bescheidenheit in den Hintergrund zurück. Mit einigen erläuternden Worten führte er in den vielen Versammlungen und Kommissionssitzungen seine Vorschläge ein, dann zog er sich

still zurück, liess lange Zeit die andern sich über das pro und contra disputieren und griff dann erst gegen den Schluss der Diskussion mit einem meist entscheidenden Votum ein. So erzielte er viele Erfolge, und dabei wusste er es so einzurichten, dass man kaum merkte, dass die ganze Sache von ihm ausgegangen war, indem er eben sein eigenes Ich möglichst zurückzog.

Roths Tätigkeit war auf diese Weise erfolgreich, aber nicht auffallend und deshalb ist es schwierig, genau festzustellen, was er in dieser Zeit gewirkt hat. Viele Anregungen hat er oft nur gesprächsweise und gleichsam beiläufig gemacht, hunderte Male hatte er bei wichtigen Entschlüssen die Hand im Spiele.

Es ist begreiflich, dass der stille gewissenhafte Staatsmann bald der Liebling seiner Kollegen und des appenzellischen Volkes wurde. Damals sassen Männer wie J. U. Sutter von Bühler, Dr. Zürcher und J. J. Hohl von Herisau im Rate, welche alle die junge Arbeitskraft schätzten und mit welchen Roth freundschaftliche Beziehungen anknüpfte.

Das appenzellische Volk schenkte dem jungen Landammann festes Vertrauen und liebevolle Verehrung. In gutem Andenken blieben den Besuchern der Landsgemeinde die gehaltvollen und formschönen Reden, die er an das Volk hielt, in denen er frei seiner Ueberzeugung Ausdruck verlieh und in denen er gern erzieherisch auf die Stimmenden einzuwirken suchte. Als Beispiel stehe hier der Eingang seiner Landsgemeinderede des Jahres 1875

Tit.!

„Wieder sind wir versammelt, um als verkörperter Staat die Ordnung unseres Gemeinwesens zu bestimmen. Und wahrlich, diese Vereinigung von Machtfülle und Unabhängigkeit, diese reine, unvermittelte Ausübung der Staatssouveränität durch das verfassungsmässig versammelte Volk, sie sind dazu an-

getan, die hohe Bedeutung, welche wir der von unsern Ahnen ererbten, trotz aller Stürme der Zeit erhaltenen Landsgemeinde beilegen, im vollsten Masse zu rechtfertigen.

Wie überhaupt keine politische Institution vollkommen ist, so lässt sich allerdings, vom rein praktischen Standpunkte aus, auch gegen unsere Landsgemeinde dies und jenes einwenden. Eines aber steht unwiderlegbar fest: keine andere Form der Ausübung des allgemeinen Stimm- und Wahlrechts vermag das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit der Bürger und ihr Interesse an allem, was den Staat berührt, in so wirksamer Weise zu wecken und zu erhalten, wie unser altehrwürdiger Volkstag. Dieser wichtige Faktor in dem öffentlichen Leben unseres Volkes, dieses belebende, vor politischer Gleichgültigkeit schützende Element, sie überwiegen denn auch so schwer die Vorzüge, welche die moderne, für grössere Staaten unstreitig zweckgemässe Ausbildung der allgemeinen Stimmberechtigung bietet, dass wir wohl daran tun, nach dieser Richtung zähe an der Tradition festzuhalten, um so mehr, als in der Wirklichkeit kein zwingender Grund für deren Aufgeben spricht. Oder sollte man uns vielleicht entgegen wollen, die offene Abstimmung in den kantonalen Angelegenheiten sei mit der zeitgemässen Entwicklung unserer staatlichen Einrichtungen unverträglich? Sollte es überhaupt gelingen, den Beweis zu leisten, dass wir nicht mit der Zeit Schritt halten, weil wir noch diese und jene, mit unserer politischen Vergangenheit eng verknüpfte Sitten und Gebräuche beibehalten wollen? Liegt denn die Entwicklungsfähigkeit eines Volkes darin, dass es sich leichten Herzens bestimmen lässt, Alles über Bord zu werfen, was nicht nach den neuen Theorien zugeschnitten ist, dass es das Ueberlieferte schon darum als unzeitgemäss anerkennt, weil es nicht von heute ist?

Nein, Tit., das rücksichtslose Niederreißen des Bestehenden, das vollständige Brechen mit der Geschichte, das hastige Eifern nach neuen Formen, sie sind im Gegenteil die erklärtesten Feinde jedes gesunden Fortschrittes, eben darum, weil dem Neuzuschaffenden eine sichere Grundlage und folgeweise auch die Lebensfähigkeit fehlt.

Nur diejenigen Staats- und Rechts-Institutionen sind von Dauer, welche so recht eigentlich aus dem Volke herausgewachsen sind, welche sich anlehnen an sein tiefinnerstes Wesen, an seine politische Entwicklungsgeschichte. So vollkommen auch eine Verfassung in rein wissenschaftlicher Beziehung nach Form und Inhalt erscheinen mag, so mangelhaft wird dieselbe in der Wirklichkeit sein, wenn sie der Gesetzgeber nicht für das Volk, wie es leibt und lebt, sondern wie dasselbe nach seiner Ansicht sein sollte, geschaffen hat.

Diese Grundsätze, richtig verstanden und ehrlich zur Anwendung gebracht, können und werden auch nie verstossen gegen die nicht minder berechnigte Anforderung an ein Volk, andererseits allen Satzungen und Gebräuchen opferwillig zu entsagen, welche, ihrem Wesen nach, mit dem auf allen Gebieten menschlichen Wirkens unaufhaltsamen Fortschritte unvereinbar sind.

Unentwegtes Festhalten an dem anerkannt Guten der bestehenden Gesetze, aber eben so entschiedenes Einstehen für jede zeitgemässe Neuerung, Achtung der vorwärts strebenden Jugend vor den durch die Erfahrung bewährten, das sittliche und geistige Leben des Volkes stützenden Satzungen und Vertrauen der ältern Generationen in die Zukunft, das sind die Grundbedingungen für das Gelingen eines Verfassungswerkes.“

Im ruhigen, besonnenen Fortschritte bestand Roth's Programm. Auf verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens wirkte er in diesem Sinne.

Am 24. November 1872 sagte Landammann Sutter bei der Eröffnung des grossen Rates, es sei auch im Appenzellerland der Zeitpunkt gekommen, aus der lange eingenommenen passiven Stellung in staatlichen Angelegenheiten herauszutreten. Er dachte dabei hauptsächlich an die Hebung des Volksschulwesens.

Appenzell Ausserrhoden besass eine sechsjährige obligatorische Alltagsschule; Fortbildungsschulen fehlten noch. Da stellte die Landesschulkommission unter Roth's Vorsitz dem Grossen Rate die Anträge:

1. Es möchte derselbe die Alltagsschule auf sieben Jahre, vom 6. bis zum 13. Altersjahre ausdehnen und zugleich die Uebungsschulzeit verdoppeln, beides obligatorisch für alle Primarschulen.
2. Es möchte derselbe unter Bedingungen, die erst noch zu vereinbaren wären, für Fortbildungsschulen Prämien aussetzen.

Diese Anträge wurden durch eine auf das Gleiche hinzielende Eingabe der gemeinnützigen Gesellschaft, in welcher Roth damals den Vorsitz führte, unterstützt. Im gleichen Sinne sprach sich die Standeskommission aus und als Roth im Grossen Rat eine Rede hielt, in welcher er betonte, dass bessere Bildung zu besserer Existenz führe, wurden die Anträge vom Grossen Rate angenommen (26. November 1872).

So freudig dieser Beschluss von verschiedenen Seiten begrüsst wurde, so gab es doch auch heftige Opposition dagegen. Im Waldstätter Bade fanden am 12. Januar und am 9. März 1873 Volksversammlungen statt, die von ein paar hundert Bürgern aus Herisau, Hundwil, Stein, Waldstatt und Schwellbrunn besucht wurden und in welchen giftige Stimmen gegen die neuen Schulartikel laut wurden. In sechs Jahren könnten die Kinder genug lernen, hiess es; bei denjenigen, die in dieser Zeit nichts lernen, wird auch im siebenten nicht viel zu erreichen sein; die Kinder müssen helfen, den Lebensunterhalt zu erwerben, essen gehe noch vor dem Lernen und die Welt müsse „gwerchet“ sein. Die Volksversammlung richtete dann eine Petition an den Grossen Rat, dahin lautend, die Landsgemeinde sei anzufragen, ob sie die bisherige Schulverordnung, welche sechs Jahre Schulzeit und keine Fortbildungsschulen vorsah, zum Gesetz erheben wolle. Vergeblich hatten die beiden Landammänner Sutter und Roth im Auftrage des Grossen Rates und der Standeskommission in Teufen eine

Unterredung mit vier Häuptionern der Waldstätterversammlung, um sie zu bewegen, von ihrer bildungsgehässigen Petition abzustehen. Hartköpfig bestanden die betreffenden Männer darauf und sandten an der folgenden Landsgemeinde am 27. April 1873 den Altrichter Knöpfel von Hundwil als ihren Vertreter auf den Landsgemeindestuhl; jener versuchte dem Volke den Inhalt der Petition beliebt zu machen. Roth, der die Geschäfte leitete, antwortete dem Altrichter und bat das Volk, es möge die Fortschrittsbeschlüsse des Grossen Rates nicht zu nichte machen. Die Abstimmung erfolgte und freudigen Blickes und mit gehobener Stimme konnte der Landammann verkünden, dass der Antrag der Petenten mit grosser Mehrheit verworfen sei und die Landsgemeinde den sie ehrenden Beweis geleistet habe, dass sie dem Fortschritt huldige.

Auch das Militärwesen, das damals noch zum grössten Teile kantonale war, gab Roth Arbeit in Hülle und Fülle. Zwar sah man, obgleich der Gedanke in der Militärkommission aufgetaucht war, von einer Totalrevision der kantonalen Militärorganisation ab, da eine neue eidgenössische Regelung des Militärwesens in Aussicht stand. Hingegen kam damals ein Gesetz über den Militärpflichtersatz zur Ausarbeitung, das Roth befürwortete und das von der Landsgemeinde des Jahres 1873 mit grosser Mehrheit angenommen wurde.

Auch an kirchlichen und religiösen Fragen nahm Roth einigen Anteil. Er besuchte verschiedene Male die appenzellischen Synodalsitzungen, griff ausnahmsweise in die Diskussion ein, überliess die Entscheidung jener Fragen aber den Persönlichkeiten, welche dazu berufener waren als er. In solchen Fällen zeigte es sich, wie Roth massvolle und bescheidene Zurückhaltung zu üben wusste und wie er nicht meinte, als Regierungsrat in alles hineinregieren zu müssen.

Bekam Roth als Mitglied der Schul-, Kirchen- und Militärkommission einen tiefgehenden Einblick in die Verwaltungsgeschäfte des Landes, so lernte er als Präsident des kantonalen Verhöramtes, als Vorsitzender der Justiz- und als Mitglied der Ehegerichtskommission das Gerichtswesen von Grund auf kennen. Eine ungeheure Zahl von Prozessen und Urteilen hatte er zu studieren und jedenfalls war ihm auch diese Seite seiner amtlichen Tätigkeit eine gute Vorschule für seine späteren diplomatischen Aufgaben.

Roths amtliche Tätigkeit erstreckte sich natürlich auch auf Dinge, welche nicht direkt in den Kreis jener Kommissionen gehörten, in welchen er sass; so gab er sich z. B. mit dem Steuerwesen, den Assekuranzfragen und dem Antrag betreffs der Gründung einer Kantonalbank ab. Ein neues Steuergesetz und ein Vorschlag zur Verbesserung des kantonalen Assekuranzwesens wurden an den Landsgemeinden von 1873 und 1875 verworfen, wohl aber beschloss das Volk an der letztern Gemeinde mit grosser Mehrheit die Errichtung einer Kantonalbank.

Der Gedanke, eine solche zu gründen, war im Schosse des Volksvereins aufgetaucht. Dieser richtete im Herbst 1874 eine Eingabe darüber an den Grossen Rat; hier wurde die Sache in der Februarsitzung des Jahres 1875 gutgeheissen und schon an der folgenden Landsgemeinde gab das Volk seine Einwilligung dazu. In jener Session des Grossen Rates hatte Roth ein wichtiges und durchschlagendes Votum für die Kantonalbank eingelegt und insofern darf er mit unter den Förderern dieses Institutes genannt werden.

Alle diese fortschrittlichen Neuerungen auf dem Gebiete des kantonalen Staatswesens gleichen frischen Bächen, welche kleine Gefilde erquicken und neu beleben. Bäche erscheinen aber gegenüber einem grossen Strome, der ein

ganzes Land befruchtet, als klein und unbedeutend. Einem solchen, die ganze Schweiz neu belebenden Strome ist die Revision der Bundesverfassung des Jahres 1848 zu vergleichen. Sie erfolgte im Jahre 1874, zur Zeit also, als Roth als Vertreter seines Halbkantons im Ständerate sass. Roth hat am Zustandekommen der neuen Verfassung mitgewirkt und dies führt uns dazu, Roths Tätigkeit als Ständerat zu charakterisieren.

Roth folgte als Ständerat seinem Vater. Als ächter Diplomat, der in einer Versammlung nicht oder wenig spricht, bevor er die Mitglieder derselben, ihre Ansichten und Tendenzen kennt, griff auch Roth anfänglich wenig in die Verhandlungen ein. Erst im Verlauf von Jahren trat er im Ständerat mehr hervor und als er auf dem besten Wege dazu war, eines der einflussreichsten Mitglieder zu werden, traf ihn der Ruf nach Berlin.

Wenn er das Wort ergriff, so horchte man gern seinen sachlichen, in der Form gemessenen, aber durchaus klaren und den Nagel auf den Kopf treffenden Voten. Dabei verschaffte ihm die genaue Kenntnis der französischen Sprache den nicht zu unterschätzenden Vorteil, dass er sich derselben auch im parlamentarischen Kampf fast wie des Deutschen zu bedienen vermochte. So kam es einst vor, dass der französische Referent einer Kommission, welcher Roth auch angehörte, in der Versammlung zu erscheinen verhindert war. Roth sprang für ihn ein und besorgte das Referat ex tempore in fließendem Französisch.

In verschiedenen ständerätlichen Kommissionen war er ein geliebtes, arbeitsames, gewissenhaftes Mitglied. Er war unter anderm in der Militärkommission, in den Kommissionen für das Fabrikgesetz und für den Niederlassungsvertrag mit Deutschland tätig.

Am 5. Juni 1876 wurde ihm das Vizepräsidium übertragen. Als sein Freund Haffter ihm dazu gratuliert hatte,

antwortete ihm Roth: „Ich weiss ganz gut, dass es sich kaum der Mühe lohnt, von meinen Leistungen zu sprechen und dass ich z. B. in der Bundesversammlung eine sehr bescheidene Rolle spiele. Doch habe ich die Genugtuung, dass eben mein guter Wille, in meinem bescheidenen Wirkungskreise etwas zu leisten, anerkannt wird, und nach dieser Richtung hat mich meine Wahl zum Vizepräsidenten des Ständerates gefreut. Sie hat mich auch für den Kanton gefreut, dem seit dem Bestehen des 48er Bundes noch nie die Ehre der Präsidentschaft eines der beiden Räte zu Teil wurde“ (29. Juni 1876). Roth würde 1877 als Präsident geamtet haben, wenn ihn nicht seine Berufung zum Gesandten in Berlin dem Vaterland entführt hätte.

Wenn Roth zu den ständerätlichen Sitzungen in Bern weilte, konnte er alte Bekanntschaften und Freundschaften auffrischen und neue gründen. Er stand mit vielen Mitgliedern des Bundesrates, des Bundesgerichtes und der Bundesversammlung im persönlichen Verkehr, so mit Welti, Dubs, Morel, Augustin Keller, vor allem aber schloss er sich an seinen damaligen Kollegen im Ständerat und späteren Bundeskanzler Ringier an, mit dem er die im Rate vorkommenden politischen Fragen häufig vorher besprach.

Als Roth im Ständerate sass, war die Revision der Bundesverfassung des Jahres 1848 die Hauptaufgabe, welche die eidgenössischen Räte beschäftigte. Die Verhandlungen im Ständerat fanden besonders in den ersten Monaten des Jahres 1872 statt. Der junge Roth spielte dabei eine kleine Rolle, doch trat er immer mit Ueberzeugung für die Stärkung der Bundesgewalt ein. Er war ein Anhänger der Devise: „ein Recht und eine Armee.“ Er trat für die Förderung des Schulwesens ein, er war mit der Abschaffung der Ohmgelder und der Beseitigung der Todesstrafe einverstanden.

Am 12. Mai 1872 sollte die Volksabstimmung über das neue Werk stattfinden. In der ganzen Schweiz waren die Freunde und Feinde der revidierten Verfassung tätig, um das Volk zu beeinflussen. Roth entfaltete in seinem Heimatkanton eine rege Wirksamkeit, um seine Mitbürger dazu zu bewegen, die neue Verfassung anzunehmen. Am 15. April 1872 hielt der Grosse Rat zur Besprechung der Bundesverfassungsrevision eine ausserordentliche Sitzung in Herisau. Eine fünfstündige lebhaftete Diskussion fand statt. In einem langen Votum griff Landammann Dr. Zürcher von Herisau das neue Werk an, und es war Roth überlassen, diesem streitbaren Feinde des Entwurfes zu entgegnen. Er betonte unter anderm, dass die Schweizer und die Appenzeller mit der Annahme der neuen Verfassung nicht mit der Vergangenheit brechen, dass die Militärzentralisation eine absolute Notwendigkeit sei und dass der Schulartikel deshalb wünschbar sei, um denjenigen Kantonen beizukommen, die im Schulwesen beharrlich zurückstehen.

In jenen Wochen wurde die Bundesrevisionsfrage auch in verschiedenen Volksversammlungen im ganzen Lande besprochen und vielerorts legte Roth sein Votum im Sinne der Annahme ein, wie z. B. in Volksversammlungen in der „Krone“ in Trogen, in der Kirche in Heiden und Herisau und im „Rössli“ in Bühler, wo er mit einer bei ihm seltenen Begeisterung für die neuen Ideen eintrat. Mit besonderer Wärme behandelte er den Jesuitenartikel. „Während bisher nur der Orden als solcher verboten war und den einzelnen Gliedern dieser Gesellschaft ihr verderblicher Einfluss auf Erziehung und Bildung nicht versagt werden konnte, ist es jetzt gelungen, jeden einzelnen Jesuiten auszuschliessen. Solch ein Artikel allein scheint mir der Mühe wert, dass man sich lange besinne, bevor man sich entschliesst, das Ganze zu ver-

werfen. Der Jesuitenartikel bildet eine der schönsten Perlen der neuen Bestimmungen.“ (Appenzeller Zeitung vom 8. April 1872.)

In der Abstimmung des 12. Mai 1872 wurde die neue Verfassung vom schweizerischen Volke verworfen. Auch im Kanton Appenzell Ausserrhoden stimmte die Mehrzahl der Bürger gegen den revidierten Entwurf (6375 Nein und 3801 Ja).

Nun machte sich aber die Bundesversammlung in den Jahren 1873/74 daran, einen neuen Entwurf auszuarbeiten. Inzwischen war im Anschluss an die Unfehlbarkeitserklärung des Papstes in der Schweiz wie anderswo der sogenannte Kulturkampf ausgebrochen, der in den katholischen Landesteilen die Gemüter stark erhitzte. Auch in protestantischen Kantonen, wie in Appenzell Ausserrhoden verfolgte man die Bewegung mit Aufmerksamkeit und es drängte Roth, sich über diese Sache auszusprechen. Er richtete an die Landsgemeinde des Jahres 1872 unter anderm folgende Worte an seine Mitbürger:

„Ich glaube, Tit., eine Ehrenpflicht zu erfüllen, wenn ich von dieser Stelle aus unsern freisinnigen katholischen Bundesgenossen, die mutig den geistigen Kampf gegen die Lehre der päpstlichen Unfehlbarkeit aufgenommen haben, ein aufrichtiges Glückauf zurufe.

Jene Männer, jene Gemeinden, und die denselben treu zur Seite stehenden kantonalen und eidgenössischen Behörden haben sich durch ihr festes Auftreten um die Glaubensfreiheit und die Erhaltung der bürgerlichen Rechte der Eidgenossen in hohem Masse verdient gemacht.

Der Kampf hat nun begonnen, hart ist aber der Widerstand und mächtig das um die Erhaltung seiner verderblichen Errungenschaft besorgte Papsttum.

Muss uns auch als Bürger eines fast ausschliesslich protestantischen Landes der Gedanke ferne liegen, uns in die inneren Differenzen der katholischen Kirche einzumischen,

so mögen doch unsere Miteidgenossen versichert sein, dass das Volk von Appenzell Ausserrhoden, die politische Bedeutung der Bewegung vollkommen erkennend, mit warmem Interesse ihren patriotischen Bestrebungen folgt.“

Die Revisionsfreunde giengen nun überall eifrig daran, dem neuen Werke Anhänger zu schaffen. Der Schweizerische Volksverein wurde gegründet, welcher sich die Aufgabe stellte, die Bürger für die Annahme des Entwurfes zu gewinnen. Roth gehörte dessen Ausschusse an und er wollte auch in seinem Heimatkanton eine Sektion des Schweizerischen Volksvereins gründen. Er erliess im Frühjahr 1873 ein Zirkular an die appenzellischen Lesevereine, in welchem er dieselben auf den 8. Juni 1873 in die „Linde“ in Teufen zur Besprechung dieser Frage einlud. Die Delegierten-Versammlung fand statt und sie erklärte sich für die Gründung einer solchen Sektion; ein Initiativkomite mit Roth an der Spitze wurde gewählt. Dieses erliess in der Appenzellerzeitung einen Aufruf an die Freunde des Fortschrittes mit der Aufforderung und dem Wunsche, es möchten sich in allen Gemeinden des Kantons Gesellschaften und Männer finden, welche die ersten einleitenden Schritte tun, um den appenzellischen Volksverein recht bald in's Leben zu rufen.

Der Wunsch gieng in Erfüllung. In allen Gemeinden des Kantons begann rege Tätigkeit, überall erklärten sich Lese- und andere Gesellschaften, sowie einzelne Personen bereit, dem Volksverein beizutreten und in wenigen Monaten zählte dieser über 50 Sektionen mit zirka 2000 Mitgliedern aus allen Gauen des Landes.

Selbstverständlich wurden nun im folgenden Winter überall Versammlungen abgehalten, die Bundesverfassungsrevision wurde besprochen und empfohlen, das Volk aufgeklärt.

Gleichzeitig war Roth im Kantonsrate in dieser Sache tätig. In der Sitzung vom 16. März 1874 machte er einige Bemerkungen zum neuen Verfassungsentwurf. Er zeigte, wie die Verhandlungen in Bern einen versöhnlichen Charakter trugen; auf beiden Seiten wurden Konzessionen gemacht, aber doch ist der Entwurf ein Werk des Fortschrittes. Die Militärzentralisation ist etwas beschränkt, die Verwaltung grossenteils den Kantonen belassen. Die Einheit des Rechtswesens ist auf die allgemeinen Verkehrsverhältnisse zurückgedrängt. Man begnügte sich mit dem fakultativen Referendum, da man das obligatorische als ein noch zu gewagtes Experiment betrachten würde. „Die Religionsartikel sind das Salz des neuen Entwurfes; unser Volk wird mit Freuden dafür einstehen. Der 19. April wird ein Schicksalstag für den Kanton werden. Er hat zu entscheiden, ob Appenzell Auser-rhoden fernerhin zu den freisinnig-liberalen Miteidgenossen gehören oder den Ultramontanen sich anschliessen will. Hoffen wir, dass unser Volk erkenne, auf welcher Seite sein natürlicher Platz sei und daher auch Konzessionen zu machen wisse, welche die revidierte Verfassung von ihm verlangt.“ (Appenzeller Zeitung 17. März 1874.)

Der 19. April 1874 brachte Roth und allen Revisionsfreunden Belohnung. Der neue Entwurf wurde vom Schweizervolke mit grossem Mehr angenommen (340199 Ja gegen 198013 Nein) und dieses Mal standen auch die Appenzeller von Ausserrhoden mit 9858 annehmenden gegenüber 2040 verwerfenden Stimmen auf der Seite des Fortschrittes.

Freude erfüllte nun die freisinnigen Eidgenossen und Roth feierte in gehobener Stimmung mit den Freudigen. In Teufen wurde eine Feier veranstaltet, deren Glanzpunkt ein rot beleuchtetes Kreuz war, das auf Fröhlichsegg aufgestellt war und dessen Glanz sogar auf den deutschen Ufern des Bodensees wahrgenommen wurde.

Roths Stimmung drückt am besten der Anfang der Rede aus, die er am 26. April 1874 an der Landsgemeinde in Trogen hielt.

Tit.!

„Freudig erregt erfülle ich heute die mir durch mein Amt gebotene Pflicht, die ordentliche Landsgemeinde des Jahres 1874 zu eröffnen. In freudiger Stimmung seid auch Ihr Alle hiehergekommen, die Ihr am eidgenössischen Ehrentage durch Euer gewichtiges „Ja“ jenes bedauernswerte Missverständnis ganz und gar gehoben, das den Kanton Appenzell A. Rh. seit dem 12. Mai des Jahres 1872, wenigstens dem Anscheine nach, seinen natürlichen Verbündeten entfremdet hat. Ohne Bitterkeit und im Vertrauen auf die Loyalität der eidgenössischen und kantonalen Behörden, sowie Eurer Gegner vom 19. April weilt hoffentlich aber auch Ihr unter uns, die Ihr, entgegen der grossen Mehrheit unsers Volkes, für das unveränderte Fortbestehen der Verfassung vom Jahre 1848 Eure Stimme abgegeben habt. Nur in dieser Voraussetzung können wir uns heute so recht von ganzem Herzen freuen.

Weil wir aber diese Hoffnung haben, weil wir der Ueberzeugung leben, dass die neue Bundesverfassung, einmal ins Blut und Leben des Volkes übergegangen, alle Befürchtungen heben wird, die Euch veranlasst haben, ein „Nein“ in die Urne zu legen, so ist unser Jubel ein ungetrübter. Weil wir uns bewusst sind, unsere Bürgerpflicht zum Nutzen und Frommen des ganzen Vaterlandes ausgeübt zu haben, weil wir die Beruhigung in uns tragen, dass wir keinen Parteiakt der Gewalttätigkeit begangen haben, sondern dass wir im Gegenteil für die Erhaltung und Erweiterung der Rechte und Freiheiten aller ächten Eidgenossen eingestanden sind, darum freuen wir uns aus ganzer Seele.“

Jetzt musste daran gedacht werden, die appenzellische Verfassung der neuen Bundesverfassung anzupassen und sie mit den Forderungen der Neuzeit in Einklang zu bringen.

Wiederholt machte Roth den Kantonsrat und das Volk darauf aufmerksam, dass eine Revision der kantonalen

Verfassung Bedürfnis sei. Der Gedanke fasste allmählig Boden; der Kantonsrat beschloss in der Februarsitzung 1875, dem Volke die Frage der Verfassungsrevision vorzulegen.

An der nächsten Landsgemeinde trat Roth mit warmen Worten für dieselbe ein und die Gemeinde beschloss mit grossem Mehre, die Revision sei vorzunehmen.

Ein Revisionsrat von 28 Mitgliedern wurde gewählt und Roth an dessen Spitze gestellt. Zunächst wurde eine engere vorberatende Kommission von 7 Mitgliedern bestellt, welche auch wieder von Roth geleitet wurde. Das neue Verfassungswerk wurde 1875/76 ausgearbeitet. Unser Staatsmann war bei dieser ganzen Arbeit die am meisten massgebende Persönlichkeit und die neue Verfassung war hauptsächlich sein Werk. Sie wurde nach folgenden Grundsätzen aufgestellt:

Formell gieng man daran, mit der alten, etwas schwerfälligen Ausdrucksweise der früheren Verfassungen zu brechen und den Stil der modernen Sprachform anzupassen. Auch in der Einteilung der Verfassung ordnete man sich den neuen Verhältnissen an, indem man die allgemeinen Bestimmungen, die sogenannten Grundrechte, vorausschickte, und den übrigen Stoff in die Gruppen politische Rechte der Bürger und Wahlbestimmungen, Organisation und Befugnisse der öffentlichen Gewalten, Revision der Verfassung, teilte.

Materiell hielt man sich an Folgendes:

Erleichterung des Landrechtes und Gemeindebürgerrechtserwerbes, Vermittlung des Uebergangs vom Bürgerprinzip zum Einwohnerprinzip im Armenwesen, Verwirklichung der Grundsätze der Bundesverfassung im Schulwesen und Regulierung durch ein Gesetz, Beschränkung des Amtszwanges, Vereinfachung des Gerichtswesens (z. B. Verminderung der Instanzen), Anpassung des Kirchenwesens an die Anforderungen der Zeit, ohne die Landeskirche aufzuheben.

An der Trogner Landsgemeinde des Jahres 1876 wurde die neue Verfassung dem Volke vorgelegt und mit grossem Mehre verworfen. Ein neuer Revisionsrat wurde gewählt, der sich fast aus den gleichen Mitgliedern wie der alte zusammensetzte; Roth führte wieder den Vorsitz sowohl im Gesamtrat als in der engern Kommission. Nicht eingeschüchtert durch die Schlappe giengen die Männer wieder an ihre Arbeit. Roth betonte in der Eröffnungsrede, man habe in dem neuen Entwurfe dem Volkswillen wohl Konzessionen zu machen, man müsse dabei aber unterscheiden zwischen prinzipiellen und nebensächlichen Punkten und dürfe sich nicht verleiten lassen, einen Rückschritt zu tun, wo der Fortschritt geboten erscheine. Im Frühjahr und Sommer 1876 wurde der neue Entwurf ausgearbeitet, der sich den geäusserten Volkswünschen anpasste. So wurden namentlich die Bestimmungen über das Rechts- und Armenwesen abgeändert; von den frühern Postulaten musste das eine und andere umgeändert oder fallen gelassen werden, aber trotzdem bedeutete der umgearbeitete Entwurf noch einen grossen Fortschritt gegenüber der alten Verfassung. Am 15. Oktober 1876 wurde er an einer ausserordentlichen Landsgemeinde dem Volke vorgelegt und gutgeheissen.

Neben der amtlichen Tätigkeit widmete Roth Kraft und Zeit einer Reihe von andern Beschäftigungen zum Wohle und zur Förderung des Landes und seiner Bewohner. In erster Linie möge hier seine Betätigung in der appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft genannt werden.

Seit seiner Uebersiedelung nach Teufen gehörte er der gemeinnützigen Gesellschaft an, der damals Pfarrer Bion vorstand. Dieser zog 1872 nach Zürich und an dessen Stelle wurde fast einstimmig Roth als Präsident der Gesellschaft gewählt. Er behielt dieses Amt, bis er 1877 nach Berlin ging.

Den Standpunkt, den Roth als Vorsitzender der gemeinnützigen Gesellschaft vertrat, zeigen am besten die Eröffnungsworte, die er an der Hauptversammlung im „Löwen“ in Appenzell am 15. Juni 1874 hielt, in welchen er nach dem Protokollauszug folgendes sagte:

„Der Zweck der Gesellschaft ist kurz zusammengefasst Förderung der Volkswohlfahrt, daher ihr alle Felder zur Bearbeitung offen stehen. Politik will sie freilich nicht treiben, sich nicht mit politischen Tagesfragen behelligen, wohl aber auch hier mitzuwirken, d. h. die Bürger in den Stand zu setzen, die Tagesfragen im richtigen Licht aufzufassen, muss sie unablässig im Auge behalten. Die soziale Frage hat für sie ebenfalls Wichtigkeit, desgleichen das Schul-, Kirchen- und Armenwesen und überall hat sie die Initiative zu ergreifen für grossrätliche, den wahren Fortschritt hebende Beschlüsse.“

Die Tätigkeit der gemeinnützigen Gesellschaft war damals eine rege. Die Bezirkskrankenhäuser in Herisau, Trogen, Heiden und Appenzell giengen ihrer Vollendung entgegen, für die Rettungsanstalt Wiesen wurde eine ansehnliche finanzielle Unterstützung durch den Staat erwirkt, das Schulwesen wurde gefördert, die Frage über die Versorgung der Geisteskranken wurde an die Hand genommen. Mag auch Roth bei diesen und andern aus dem Schoosse der Gesellschaft hervorgegangenen gemeinnützigen Bestrebungen nicht immer direkt beteiligt gewesen sein, so war es vielleicht doch mehr als Zufall, dass in der Zeit, in der Roth das Appenzellerland politisch leitete, auch auf dem Gebiete der Gemeinnützigkeit besonders reges Leben herrschte.

Die unermüdliche Energie und zähe Ausdauer, die Roth an den Tag legte, als er den appenzellischen Volksverein gründete, ist schon erwähnt worden. Dieser Verein spielte damals eine grosse Rolle im politischen Leben Appenzells, sowohl auf dem Gebiete eidgenössischer als

kantonalen Fragen. Immer und immer ermahnte Roth die Mitglieder, nicht lässig zu sein, mitzuhelfen an allen Bestrebungen der Gesetzgebung und des Verfassungswesens. Mit der Zeit traten zwischen der appenzellischen Sektion und dem schweizerischen Volksverein Differenzen auf. Man hielt im Appenzellerland den schweizerischen Verband für locker und den Zentralausschuss für lässig und da man dessen Ansichten mit denjenigen des Appenzellervolkes als nicht übereinstimmend ansah, so wurde am 20. August 1876 auf einer Abgeordnetenversammlung im „Löwen“ in Speicher beschlossen, man wolle aus dem schweizerischen Verband austreten. Nach Roth's Wegzug aus dem Appenzellerland blieb der Verein bis zur Gegenwart fortbestehen.

In den 70er Jahren wurden die ersten Eisenbahnen im Appenzellerlande gebaut. Das Hinterland erhielt zunächst die Strecke Winkeln-Herisau, die bald bis nach Urnäsch verlängert wurde. Im Vorderlande entstand die Linie Rorschach-Heiden. Nun luden die Landammänner Sutter und Roth eine Versammlung in den Gasthof zum Hecht in St. Gallen ein (10. November 1872), um das Projekt zu besprechen, wie das Mittelland mit St. Gallen durch eine schmalspurige Eisenbahn verbunden werden könnte. Roth wurde zum Präsidenten des Initiativkomites gewählt, welches die Prüfung und die Förderung der Angelegenheit an die Hand nehmen sollte. Die Sache gieng langsam vorwärts und erst als Roth schon längst in Berlin war, wurde die geplante Bahn von St. Gallen nach Gais gebaut.

Hie und da nahm Roth auch an festlichen Anlässen teil. Als am 14. Mai 1871 in Herisau die appenzellische Gewerbeausstellung eröffnet wurde, welche ein übersichtliches Bild der gesamten kantonalen Gewerbstätigkeit in Handwerk und Industrie vor Augen stellte, drückte

Roth als Abgeordneter der Standeskommission am Bankett im „Löwen“ den Gedanken aus, es sei erfreulich, dass im Appenzellerlande in letzter Zeit das Handwerk wieder mehr in Aufnahme gekommen sei.

Der musikliebende Staatsmann fehlte natürlich nicht bei den Sängerefesten, die das sangesfreudige Appenzellervolk immer mit besonderer Liebe und Sorgfalt feiert. So besuchte Roth die kantonalen Sängerefeste in Teufen (26. Juni 1871) und in Trogen (6. Juli 1874). Diese beiden Orte erfreute er auch ganz am Anfang seines Landesaufenthaltes mit Vorträgen über seine Erlebnisse auf der Reise nach Paris im Januar 1871. Am Jahresfest des schweizerischen Alpenklubs in Herisau (September 1873) brachte er den Klubisten den Gruss der Regierung und im Juli 1874 begleitete er die appenzellischen Schützen an das eidgenössische Schützenfest nach St. Gallen hinunter.

Im Jahre 1875 wurde Südfrankreich von furchtbaren Ueberschwemmungen heimgesucht. Unsere westlichen Nachbarn hatten, als in den Jahren 1868 und 1871 schweizerische Gebiete, wie Uri, St. Gallen, Graubünden, Tessin und Wallis unter dem gleichen Unglück gelitten hatten, reiche Hilfsgelder gesandt. Nun erliessen die eidgenössischen Räte mit Cérésolle an der Spitze einen Aufruf an das Schweizervolk zu Gunsten der vom Unglück betroffenen Franzosen. In vielen Kantonen bildeten sich Komites, welche die Sammlung von Liebesgaben an die Hand nahmen, so auch im Kanton Appenzell, wo Roth als Präsident die Sache förderte. Das grosse Ergebnis, welches die Sammlung ergab, zeigte, dass die Schweiz genossene Wohltaten mit Dankbarkeit zurückzugeben im Stande ist.

Roth's grosse Tätigkeit im Kanton Appenzell brachte es mit sich, dass er die meisten hervorragenden Männer des Landes kennen lernte. Sein bescheidenes, zurück-

Zur Reorganisation des „Appenzell. Volksvereins.“

Der „Appenzellische Volksverein“ hat manches Jahrzehnt politischer Tätigkeit hinter sich: Jahre guter politischer Ernten, mittlere Jahre, auch gelegentliche Mißjahre. Seine Gründung verdankt er dem verstorbenen Landammann Dr. Roth, dem spätern schweizerischen Gesandten in Berlin. Sein Zweck war, die fortschrittlich gesinnten Männer aus allen Volksschichten unter dem Banner des Fortschrittes auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens in Bund und Kanton zu sammeln. Im Kanton selber sollte der Volksverein ein Bahnbrecher und Vorkämpfer für jeden gesunden Fortschritt sein, in der Eidgenossenschaft sollte er als Glied der freisinnig-fortschrittlichen Gruppe in diesem Sinne an dem Ausbau der 48er und 74er Verfassung mitarbeiten. Er war also von der Gründung an in seinem Kern ein freisinnig-demokratischer Verein. Diese zwiefachen Ziele fanden im Appenzeller Volke einen lebhaften Wiederklang, was schon aus der Tatsache hervorgeht, daß ein guter Fünftel der stimmberechtigten Einwohner, etwa 2000 Mann, sich dieser Vereinigung angeschlossen. Im Kanton war damals das Parteiwesen unbekannt; als Gegner hatte der Volksverein nur die Allzubedächtigen und die Meinsager zu bekämpfen, deren Nichtschmerz der bequeme und billige Spruch „Nütz Neus“ war. Die Eidgenossenschaft selbst kannte zu jener Zeit nur zwei große politische Parteien: die Liberalen mit der radikalen Linken und die Ultramontanen. In kantonalen Fragen griff der junge Volksverein rührig und zielbewußt ein und hat manch schönen Erfolg zu verzeichnen; in der Eidgenossenschaft stand er und mit ihm die große Mehrzahl des Appenzeller Volkes auf der Seite des Freisinns und des Fortschrittes. Mit dem Ausscheiden des Gründers, wohl auch infolge der politischen Stille im Kanton, verlor der Volksverein nach und nach einen Teil seiner politischen Spannkraft und damit naturgemäß auch viel von seinem früheren Einfluß. In seinen einzelnen Sektionen, den Lesegesellschaften, dominierten mehr und mehr die lokalen Interessen. Um das kantonale Banner scharte man sich nur noch vor einer Landsgemeinde, um von manch einer mit dem Bewußtsein heimzukehren, daß alte und neue Kräfte einem über den Kopf gewachsen seien.

So kam es, daß viele der rührigen politischen Elemente im Volksverein den Rücken wandten und die anfängliche Mitgliederzahl von 2000 auf 800 zusammenschmolz, was schließlich bei den alten politischen Verhältnissen keine allzu tiefe Bedeutung gehabt hätte. Heute aber liegen in Bund und Kanton die Verhältnisse ganz anders. Neue, rücksichtslos vorwärts drängende Parteien haben sich gebildet. In der Eidgenossenschaft ist der freisinnig-demokratischen Partei neben den Ultramontanen ein ebenso gefährlicher Gegner erwachsen. Es ist die sozialistische Partei, die, in unnatürlichem Bündnis mit den Ultramontanen, die freisinnig-demokratische Partei wie zwischen zwei Mühlsteinen zu zerdrücken und zu zermalmen sucht, die Partei, welcher unser Land seit der ersten Bundesverfassung seine freisinnig bürgerliche Entwicklung, Hand in Hand damit seine wirtschaftliche Entwicklung und seine geachtete Stellung im Auslande verdankt. Aber auch im Kanton haben sich Parteien gebildet: neue, rührige Parteien: eine sozialdemokratische und eine demokratische. Die erste geht Hand in Hand mit der allgemeinen sozialistischen Partei, die zweite ist an der Grenzlinie zwischen bürgerlicher und sozialistischer Anschauung angelangt. Darum ist es wohl an der Zeit, daß die freisinnig bürgerlichen Elemente in unserm Kanton sich enger zusammenscharen, um im Kanton wieder eine kräftige Stütze und ein Förderer jeglichen gesunden Fortschrittes zu werden und durch Anschluß an die große freisinnig-demokratische Partei der Schweiz mitzuhelfen, um die weitere Entwicklung unseres Landes in bewährten Geleisen zu erhalten und unberechtigte Angriffe von hüben oder drüben abzuwehren.

In diesem Sinne begrüßen wir die Reorganisation des Volksvereins und seinen tatsächlichen Anschluß an die große eidgenössische Partei. Die Persönlichkeit des neuen Präsidenten des Volksvereins, Herrn Nationalrat A. Eugster, der mit akademischer Bildung und urbanem Auftreten eine reiche politische Erfahrung im Kanton und Bund und einen weiten Blick vereint, bürgt uns dafür, daß der neue Kurs in unserm Kanton gute Früchte zeitigen und im Lager der freisinnigen Eidgenossen den alten guten Appenzeller Ruf aufrecht erhalten wird.

haltendes und freundliches Wesen machten ihn überall beliebt. Die alte Freundschaft mit Bion, der eine Zeit lang als Pfarrer in Trogen amtete und dann einem Rufe nach Zürich folgte, wurde erneuert. Beziehungen knüpfte Roth ausser mit seinen schon genannten Amtsgenossen im Regierungsrate mit Dekan Heim und Ratschreiber Engwiller und andern an. Auch mit bekannten St. Gallern, wie etwa mit Oberst Gonzenbach, stand Roth in regem Verkehr. Selbstverständlich ist es, dass er immer von Zeit zu Zeit mit seinen alten Freunden, wie Mayer, Gessner, Haffter und Tobler, zusammenkam.

Im Frühling 1876 frug Bundespräsident Welti Roth an, ob er unter Umständen den Gesandtschaftsposten in Berlin, der durch den Rücktritt von Oberst Hammer frei wurde, annehmen würde. Roth lehnte hauptsächlich unter Berücksichtigung seiner öffentlichen Stellung im Kanton Appenzell ab. Offenbar fand der Bundesrat im Laufe des Jahres keinen Mann, den er für jenen Posten für so geeignet hielt, wie Roth. Dieser wurde im Dezember 1876 in Bern von Welti dringend gebeten, die ihm angebotene Stelle in Berlin anzunehmen und Roth sagte zu. Kurz darauf wurde er vom Bundesrat zum schweizerischen Gesandten am deutschen Hofe ernannt und die Zukunft zeigte, dass der Bundesrat eine glückliche Wahl getroffen hatte.

Gesandter in Berlin.

Im Januar 1877 betrat Roth die deutsche Reichshauptstadt; sie sollte für mehr als ein Vierteljahrhundert sein Aufenthaltsort werden, sie wurde seine zweite Heimat, in welcher er die Hauptsache fand, was zum Glücke gehört: eine von Erfolg gekrönte Arbeit.

Roth hatte sein Beglaubigungsschreiben als Gesandter der Eidgenossenschaft Kaiser Wilhelm I. abzugeben. Der greise Herrscher fasste von Anfang an Wohlwollen für den jungen Gesandten. Die biedere, einfache und natürliche Art Roth's war dem Monarchen mit der schlichten altpreussischen Soldatennatur sympathisch. Der nüchterne Politiker Wilhelm sah in dem praktischen Schweizer einen Mann, mit dem man sich in geschäftlichen Sachen wohl verständigen konnte. Die unermüdliche Arbeitsfreudigkeit Roth's musste dem Kaiser, der keine Zeit hatte, müde zu sein, Achtung abringen, und so ist es nicht zu verwundern, wenn Roth mit der Zeit einer von Wilhelms bevorzugten Lieblingen des diplomatischen Korps wurde. Gerne zeigte der Kaiser dies in lebenswürdigen Scherzworten, die er an Roth richtete, und der mutterwitzige Appenzeller verstand es dann wohl, mit feinen Bemerkungen zu antworten.

Roth hatte sich auch dem Reichskanzler Bismarck vorzustellen. Er kam nicht in ein intimeres Verhältnis zu ihm, wohl aber dürfen die Beziehungen, die er zum gefürchteten, fast allmächtigen Kanzler hatte, gute genannt

werden. Erst später, während der sogenannten Wohl-gemuth-Affaire, konnte Roth Bismarck auch von seiner eisernen Seite kennen lernen.

Mit dem Reichskanzler selbst kommen die auswärtigen Diplomaten nur bei ganz wichtigen Angelegenheiten in geschäftlichen Verkehr. Für die laufenden Vorkommnisse wenden sie sich an die verschiedenen Ressortschefs im Auswärtigen Amt, und bei wichtigern Fragen geht der Gesandte zu den Staatssekretären. Zur Zeit Kaiser Wilhelms I. und Bismarcks waren dies von Bülow, Dr. Busch, Graf von Hatzfeld-Wildenburg, Graf Herbert Bismarck, und Graf von Berchem.

In den 70er und am Anfang der 80er Jahre waren Kaiser Wilhelm, Bismarck und ihre Mitarbeiter daran, das während des deutsch-französischen Krieges gegründete Reich im Innern auszubauen. Es wurde mit Eifer an der Reichsgesetzgebung gearbeitet. An Aufregungen fehlte es nicht. Stürmisch wütete der Kulturkampf in Deutschland und Roth konnte noch das allmälige Austoben mit-ansehen. Die schon im Keime starke Sozialdemokratie machte der Regierung damals die ersten Schwierigkeiten und endlich war die wirtschaftliche Lage gerade zur Zeit, als Roth nach Berlin kam, nicht die beste. Kurz nach dem Kriege hatten sich die Industriellen in übertriebene Unternehmungen gestürzt; auf diese Gründerperiode folgte ein Rückschlag, nach welchem die Industrie darniederlag. In der Absicht, diese wieder zu heben, begann Bismarck sich der Schutzzollpolitik zuzuwenden und am 15. Juli 1879 brachte er mit Hülfe der Konservativen und des Zentrums ein neues Zollgesetz im Sinne des Schutzzolles zu Stande.

Diesen neuen Kurs in Deutschland bekam auch die Schweiz zu spüren. Ihr war wegen der in Aussicht genommenen allgemeinen Revision des deutschen Zolltarifs

am Schlusse des Jahres 1878 der Handelsvertrag von 1869 von der deutschen Regierung gekündet worden. Wohl wurde er dann noch zweimal bis zum 30. Juni 1881 verlängert. Inzwischen hatten vom 12. bis zum 22. Mai 1881 in Berlin die Unterhandlungen für den neuen Vertrag stattgefunden. Als Abgeordnete der Schweiz funktionierten ausser Minister Roth Nationalrat Geigy-Merian von Basel, Nationalrat Gonzenbach von St. Gallen, Ständerat Blumer von Schwanden und Oberzolldirektor Meyer von Bern. Roth führte die Leitung in den Besprechungen; er liess sich von den genannten Männern, welche Fachleute waren, über die Detailfragen orientieren. Er arbeitete sich mit grossem Geschick in alle Fragen des Handels ein und er vertrat gerade in den kritischen Momenten die Schweiz am massgebenden Orte mit Glück und Erfolg. Am 23. Mai 1881 wurde der deutsch-schweizerische Handelsvertrag abgeschlossen.

Da die deutsche Handelspolitik im schutzzöllnerischen Fahrwasser lief, so wurde der Handelsvertrag für die schweizerische Industrie nicht besonders günstig. Im Veredlungsverkehr z. B. wurde die Zollfreiheit nur auf die Wiedereinfuhr der veredelten Waren (den sogenannten passiven Veredlungsverkehr) beschränkt, während die frühere zollfreie Einfuhr der zu veredelnden Waren (der sogenannte aktive Veredlungsverkehr) in den Vertrag nicht aufgenommen wurde. Die Zustände wurden im Laufe der 80er Jahre noch schlimmer, da Deutschland 1885 Tarifierhöhungen vornahm. Auch die Schweiz war bei der Revision des Zolltarifs 1883 und 1887 im gleichen Sinne vorgegangen.

Dies alles brachte kommerzielle Spannungen und schon sprach man in der Schweiz davon, dass man den Handelsvertrag von 1881 künden sollte. Der Bundesrat sah aber davon ab und proponierte in einer Note an die

deutsche Regierung eine gegenseitige Verständigung. Die Rückäusserung lautete zustimmend. Am 1. November 1886 begannen die Verhandlungen in Berlin.

Der Bundesrat schickte eine Reihe von Delegierten dorthin, welche mit Roth zusammen die Forderungen, die man dem deutschen Reich stellen wollte, vorberaten sollten. Schon diese Vorverhandlungen waren schwierig, da die schweizerischen Vertreter teils extreme Schutzzöllner, teils Freihändler waren. Roth fiel die Rolle des Vermittlers zu und seinem diplomatischen Geschick gelang es, die schroffen Gegensätze zu versöhnen. Noch schwieriger waren die Verhandlungen mit der deutschen Delegation. Man kam schleppend vorwärts und musste zunächst noch die Beratungen verschieben, weil das deutsche Reich vorerst mit Oesterreich in Handelsvertragsunterhandlungen treten und dieselben abschliessen wollte. Als die deutschschweizerischen Beratungen wieder aufgenommen wurden, erbat sich Roth Nationalrat Cramer-Frey und Ständerat Blumer als Mitbevollmächtigte und die Unterhandlungen führten zu dem Schlusse, dass im Jahre 1888 ein Zusatzvertrag zu dem Vertrag des Jahres 1881 angenommen wurde, in welchem von Deutschland Tarifiermässigungen, namentlich auf Stickereien, Seidenwaren und Taschenuhren erwirkt werden konnten.

Alle diese Unterhandlungen waren noch deshalb so sehr erschwert, weil die allgemeine politische Lage in Europa damals eine unsichere und besorgniserregende war und besonders in den Jahren 1886 und 1887 glaubte man, vor einem europäischen Kriege zu stehen.

Wie die Handelsverträge, so gab auch der Niederlassungsvertrag schwierige und heikle Arbeit. Als Roth seinen Posten in Berlin antrat, war kurz vorher ein Niederlassungsvertrag zwischen der Schweiz und Deutschland abgeschlossen worden (27. April 1876). Einzelne Punkte

desselben gaben aber in praxi reichen Anlass zu Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden Regierungen und zu weitläufigen Korrespondenzen, die nur zu oft durch einen animierten Ton sich charakterisierten. Deshalb wurde im Jahre 1881 ein Zusatzprotokoll zum Niederlassungsvertrag aufgestellt und seither waren die genannten Differenzen zurückgedrängt. Es ist selbstverständlich, dass Roth bei solchen Geschäften ein Hauptteil der Arbeit zufiel und man es ihm häufig zu danken hatte, wenn kleinere oder grössere Streitpunkte zwischen der Schweiz und Deutschland gütlich und ohne Aufsehen zu erregen beigelegt wurden.

Auf diese Weise hatte Roth in den ersten zwölf Jahren seiner Gesandtschaftszeit viel schwierige Aufgaben, bei deren Lösung er sein diplomatisches Geschick zeigen konnte. Es war oft keine leichte Sache, Männern gegenüber, wie den beiden Bismarck, seinen Standpunkt halten und ein günstiges Ergebnis erreichen zu können.

War der Zollkampf zwischen der Schweiz und dem deutschen Reiche nichts Erfreuliches und trug er dazu bei, Schranken zwischen den beiden Ländern zu errichten, so gieng dafür in dieser Zeit ein Werk seiner Vollendung entgegen, das den Verkehr und die Freundschaft zwischen den beiden Völkern förderte: die Gotthardbahn. Man weiss, dass dieses Werk hauptsächlich durch die Bemühungen von Emil Welti und Alfred Escher zu Stande kam. Doch hatten diese beiden Männer eine Menge von Mitarbeitern, die halfen, das Werk zu fördern und unter diesen ist auch Roth zu nennen. Schon als Sekretär des politischen Departements wurde er mit dem Unternehmen vertraut. Damals wurde der Bau beschlossen und die Kosten wurden vertragsweise auf die Schweiz, Deutschland, Italien und die Gotthardbahngesellschaft verteilt. Spätere Berechnungen ergaben, dass 40 Millionen Franken

mehr nötig seien, als man ursprünglich veranschlagt hatte und jetzt galt es, das Geld aufzutreiben. Deutschland und Italien wurden mit je 10 Millionen Franken belastet, und so kann man sich denken, dass die schweizerischen *Gesandten in Rom und Berlin Arbeit genug bekamen, um die auswärtigen Regierungen dem Unternehmen günstig gestimmt zu halten.* Die beiden Staaten (in Rom amtete G. B. Pioda aus Locarno als schweizerischer Gesandter) blieben dem Werke gewogen. Der Bau nahm einen glücklichen Fortgang und am 29. Februar 1880 wurde der Gotthardtunnel durchgeschlagen. Bismarck, der dem Unternehmen sehr günstig gestimmt war, schrieb daraufhin an Roth: „Der Unterzeichnete hat mit aufrichtigem Anteil von dieser Nachricht Kenntniss genommen und giebt seiner Freude über die gesicherte Durchführung des gemeinsamen Unternehmens mit um so grösserer Genugthuung Ausdruck, als er die Ueberzeugung hegt, dass dasselbe den beteiligten internationalen Interessen und insbesondere denen unserer beiden Länder zum Segen gereichen wird.“

Neben solchen wichtigen Angelegenheiten hatte Roth von Anfang an sämtliche laufenden Amtsgeschäfte, die einem Gesandten obliegen, zu besorgen. Ihre Zahl ist keine kleine. Da sind fortwährend Handels- und Zollfragen zu erledigen, amtliche Auskünfte aus allen Gebieten zu erteilen, Fragen über Grenzregulierung und Grenzstreitigkeiten in Ordnung zu bringen, Erbschafts-, Vormundschafts- und Zivilstandsangelegenheiten zu besorgen. Viel Arbeit verursachen das Armen- und Krankenwesen, sowie die vielen internationalen Vereine, denen die Schweiz angehört, wie die Vereinigungen für Post-, Telegraph- und Eisenbahnwesen, litterarisches, künstlerisches und industrielles Eigentum, Münz-, Mass- und Gewichtswesen, die Genfer Konvention etc. Neben allen diesen Dingen

kommen eine Menge persönlicher Anliegen von Schweizern, welche den Gesandten um Auskünfte, Empfehlungsschreiben u. s. w. angehen. Ferner bringt der Verkehr mit den verschiedenen Konsularbezirken viel Arbeit. Endlich sind noch die Bulletins zu nennen, welche die Gesandten von Zeit zu Zeit an den Bundesrat senden und in welchen sie Berichte über die allgemeine politische Lage und andere Fragen geben. Alles dies besorgte Roth von der ersten bis zur letzten Stunde seiner Gesandtschaftszeit mit peinlicher Gewissenhaftigkeit und aufopfernder Geduld.

Roth war auch als schweizerischer Gesandter in Bayern accreditiert. Den Verkehr mit diesem Staate besorgte er meistens auf dem Wege der Korrespondenz, doch war er auch hie und da in München und unterhielt engere Beziehungen zu bayrischen Staatsmännern, wie dem Ministerpräsidenten Grafen von Crailsheim und dem Finanzminister Freiherrn von Riedel, sowie dem bayrischen Gesandten am preussischen Hofe, dem Grafen von Lerchenfeld. Eine Reihe von Abkommen ist während Roths Gesandtenzeit zwischen Bayern und der Schweiz getroffen worden, bei deren Zustandekommen er mitgewirkt hat. Sie betreffen die Schifffahrts- und Hafenordnung, sowie die Anwendung gleichartiger Bestimmungen für die Fischerei im Bodensee.

Als sich Roth auf seinem Gesandtschaftsposten gut eingearbeitet und eingelebt hatte, kam von Bern die Frage an ihn, ob er eine Bundesratskandidatur annehme. Der Bundesrat bestand damals zum grossen Teil aus Männern, welche die gleiche liberal-gemässigte Richtung besaßen, wie Roth, und mit denen er in Freundschaft verbunden war. Es waren Welti, Schenk, Scherer, Heer, Anderwert, Hammer und Droz. Im Laufe der nächsten Amtsdauer (1. Januar 1879 bis 31. Dezember 1881) traten an Stelle von Heer, Scherer und Anderwert die Bundes-

räte Bavier, Hertenstein und Ruchonnet. Roth fühlte sich unter seinen Vorgesetzten, seinen „Herren und Obern“ zu Bern, wie er scherzweise sagte, sehr wohl. Er war selbst in ihrer Schule gebildet worden, stimmte in seinen Ansichten mit ihnen überein, verehrte sie und war von ihnen geschätzt. Auf dieser Grundlage von gegenseitiger Achtung und Sympathie wickelte sich das Geschäftliche leicht und angenehm ab.

Nun trat Bavier Ende 1882 aus dem Bundesrate aus, um als Gesandter an Stelle von Pioda nach Rom zu gehen. Die Frage war, wer der Nachfolger Bavier's im Bundesrate sein sollte und da dachte man in Bern an Roth. Es war kein Geringerer als Welti, der sich persönlich an ihn wandte und ihn bat, eine Bundesratskandidatur anzunehmen. Er fürchtete, dass der Bundesratssitz von einem Radikalen eingenommen werde, falls Roth die Kandidatur ablehne. „Ich bin mir sehr wohl bewusst“, sagt Welti in einem Briefe vom 29. November 1882 an Roth, „dass ich damit einen Gedanken ausspreche, auf den Sie momentan nicht gefasst sind und den Sie lieber fern gehalten hätten. Seien Sie überzeugt, dass ich denselben auch nicht ausgesprochen hätte, wenn die Not nicht gross wäre. Sie entschuldigen mich daher gewiss, wenn ich Sie bitte, die Sache wohl zu überlegen und mir Ihre Ansicht unumwunden auszusprechen. Ich kann mich mit dem Gedanken gar nicht vertraut machen, dass wir selbst mit eigener Hand unsere Stellung, die wir bis anhin im Bundesrat behauptet haben, untergraben, und unsern Gegnern preisgeben sollen und ich habe das Gefühl, so müsse jedermann denken, der die bisherige Politik des Bundesrates billigt und dieselbe nicht in soziale und konfessionelle Stürme hineintreiben will. Ich brauche Ihnen nach dieser Richtung nichts weiteres auseinander zu setzen.“ Auch Hammer, Bavier und Alfred Escher

waren mit der Kandidatur Roth für den Bundesrat einverstanden.

Roth jedoch lehnte aus politischen Gründen energisch ab. Er schrieb an Welti:

Berlin, den 2. Dezember 1882.

Hochgeehrter Herr Bundesrat!

Sie wissen, hochgeehrter Herr Bundesrat, dass seitens einiger meiner politischen Freunde schon zweimal die Anfrage an mich gerichtet worden, ob ich anlässlich der bezüglichen Ersatzwahlen eine Kandidatur für den Bundesrat annehmen würde. Es ist Ihnen ferner bekannt, dass ich diese beiden Anfragen entschieden verneinend beantwortet habe. Auch kennen Sie im allgemeinen die Motive, die mich hiebei geleitet haben und ich glaube meinerseits zu wissen, dass Sie mein Verhalten gebilligt haben.

So schnell ich in den beiden erwähnten Fällen entschlossen war, angesichts der jeweiligen Situation, ablehnend zu antworten, so schwer fällt es mir bei der heutigen Sachlage und namentlich mit Rücksicht auf das Vertrauen, mit welchem Sie mich beehren, abermals dem Wunsche Ausdruck geben zu müssen, es möchte bei der vorstehenden Ersatzwahl von meiner Person unter allen Umständen Umgang genommen werden.

Und doch kann ich nach reiflicher Ueberlegung zu einem andern Entschlusse nicht gelangen.

Ich habe nach wie vor das Gefühl, dass ich bei der jetzigen Zusammensetzung der Bundesversammlung als Mitglied des Bundesrates eine höchst ephemere Existenz fristen und in den Räten diejenige Unterstützung nicht finden würde, auf welche ich notwendig zählen können müsste, um mich in die Geschäfte hinein zu arbeiten und um in der Folge mit Befriedigung und mit Erfolg zu amten.

Die Linke hat mich von früher her auf ihren Index gesetzt. Ich bin ihr mit Recht suspekt. Sie würde mich daher schon mit Misstrauen empfangen oder im günstigsten Falle auf Wohlverhalten hin dulden.

Auch die Ultramontanen sind mir nicht grün. Meine Haltung während den beiden Revisionsperioden ist denselben noch frisch im Gedächtnis. Sie würden mich daher nur von Fall zu Fall unterstützen und gäben mir bei der Wahl ihre Stimme einzig und allein aus negativen Gründen, d. h. um zu verhindern, dass ein ihnen noch weniger genehmer, sehr links stehender Kandidat in den Bundesrat eintrete.

Auf das beste Vertrauen einer kompakten Mehrheit könnte ich also als Regel nicht zählen.

Aus einer Gelegenheitskombination hervorgegangen, ohne dass meine Wahl auf einer soliden politischen Grundlage beruht, würde ich ohne allen Zweifel in nicht ferner Zeit durch eine neue Situation aus dem Sattel gehoben, ganz ähnlich, wie es Herrn Hammer beinahe ergangen wäre. Und diese für mich sichere Perspektive nimmt mir von vorneherein jede Lust, an meinen eventuellen Eintritt in den Bundesrat zu denken.

Staatsmänner, welche wie Sie, Herr Bundesrat, den obersten Behörden des Landes seit einer langen Reihe von Jahren in hervorragender Stellung angehört und in dieser Wirksamkeit das allgemeinste Vertrauen erworben haben, sind vermöge ihrer Verdienste auch in prekären Situationen unantastbar.

Ein Neuling aber, welcher, wie ich nur eine kurze, wenig markierte Amtstätigkeit vorerst als Landammann eines Duodez-kantons und als dessen Abgeordneter im Ständerate und demnächst als Vertreter des Bundesrates im Auslande als Einzugs-gut aufzuweisen hat, ist zur Zeit entschieden nicht die richtige Persönlichkeit, um im Bundesrate gegenüber den Tendenzen der Linken die gemässigte Richtung zu vertreten.

Sie müssen sich hiefür an einen Mann in den Reihen der Bundesversammlung (frühere Mitglieder allerdings nicht ausgeschlossen) oder einer Kantonsregierung umsehen, dessen Wirken allgemein anerkannt und der bis zu einem gewissen Grade von der Linken auch offen und ehrlich admittiert wird. Hiebei denke ich zufällig z. B. an Stoffel, vielleicht könnte

auch Scherb genannt werden, und dann ist es ja auch nicht gesagt, dass à tout prix ein Ostschweizer gewählt werden müsste.

Doch ich will Ihnen hierin nicht vorgreifen, für mich ist es zweifellos, dass Sie, wenn die Situation sich etwas abgeklärt hat und nachdem Sie mit Ihren politischen Freunden Umschau gehalten, den passenden Mann als Ersatz für Herrn Präsident Bavier doch noch da finden werden, wo ich denselben suche.

Wir leben in einer Zeit, in welcher die Selfmänner entschieden Oberwasser haben. Die öffentliche Meinung verlangt nach „Männern aus dem Volke“ und in dieses Programm passe ich wieder nicht. Habe ich ja schon wiederholt die Erfahrung machen müssen, dass schon der Umstand, dass ich betreffend Vermögensverhältnisse vom Zufall etwas über das gewöhnliche Niveau hinaus begünstigt worden bin, allein schon genügt, um mich im militanten politischen Leben zu diskreditieren.

Kurz, wo ich die Sache anfasse und wie ich mir auch überlege, so fehlt mir der Glauben. Alles Meditieren bestärkt mich immer mehr in der Ansicht, dass meine Wahl in der gegenwärtigen Sachlage sowohl für meine politischen Freunde als für mich ein Fehltritt wäre und dass ich sowohl mit Rücksicht auf mein Bestreben, mich meinem Lande nützlich zu erweisen, als auch im Hinblick auf meine Lebensstellung überhaupt gut tue, den jetzigen Wirkungskreis nicht gegen eine allerdings sehr ehrenvolle, aber von vorneherein unterminierte Beamtung zu vertauschen. Ich würde mich durch diesen Tausch der Eventualität aussetzen, meinen politischen Lebensgang mit einer baldigen Wahlniederlage oder der Notwendigkeit eines freiwilligen Rücktrittes zu schliessen, ohne meinen Gesinnungsgenossen einen wirklichen Dienst erwiesen zu haben, und dann würde es mir sehr schwer fallen, im öffentlichen Leben wieder ein neues Arbeitsfeld zu finden.

Gewöhnlicher Egoismus spricht also hier nicht mit. Auch fehlt es mir nicht an dem Mute der Ueberzeugung, desgleichen nicht an Arbeitslust. Und darum darf ich auch wohl die

sorgfältig überlegte Bitte an Sie und Ihre Freunde richten, meine eventuelle Kandidatur hiemit als definitiv beseitigt zu betrachten, ohne die Gefahr zu laufen, unrichtig verstanden zu werden.

Da Sie so freundlich meiner Familienrücksichten gedacht haben, mache ich es mir zur angenehmen Pflicht, noch besonders hervorzuheben, dass meine Frau jeher den Standpunkt eingenommen hat, dass es ihr Beruf sei, mir dahin zu folgen, wo ich mich mit Rücksicht auf meinen Lebenszweck hin berufen fühle und dass sie sich auch in dem vorliegenden Falle jeder Einwirkung auf meine Entschliessung gewissenhaft und mutig enthalten hat.

Ihnen, Herr Bundesrat, sage ich für diesen neuen Vertrauensbeweis meinen herzlichsten Dank.

Mit freundschaftlicher Hochachtung

Ihr Ergebenster

A. Roth.

Dieser Brief zeigt deutlich, warum Roth die Bundesratskandidatur nicht angenommen hat. Dass er, falls er sich hätte portieren lassen, gewählt worden wäre, unterliegt wohl keinem Zweifel, ob er aber lange als Bundesrat geamtet hätte, oder ob er, seiner Prophezeiung gemäss, bald aus dem Sattel gehoben worden wäre, muss dahin gestellt bleiben. Als seine politischen Freunde später, da Welti zurücktrat (1891) wieder an ihn gelangten und ihn baten, eine Bundesratskandidatur anzunehmen, lehnte Roth aus den gleichen Gründen wie früher ab.

1883 musste der Gesandtschaftsposten in Paris neu besetzt werden, da Kern zurücktrat. Von Bern aus wurde Roth angefragt, ob er Berlin mit Paris vertauschen wollte. Er hatte sich in der deutschen Kaiserstadt aber so gut eingelebt, dass er keinen Grund hatte, seinen Posten zu verlassen und lehnte deshalb ab.

Das Jahr 1888 brachte einen grossen Wechsel in der deutschen Regierung. Der greise Kaiser Wilhelm starb

im März. Sein Sohn Friedrich III., ein totkranker Mann, übernahm die Regierung, folgte seinem Vater aber nach 99 Tagen im Tode nach. Jetzt stand der Tron seinem jungen Sohne Wilhelm II. offen, der die Regierung am 15. Juni antrat. Glücklicherweise waren Roth's Beziehungen zu dem jungen Kaiser in kurzer Zeit so gute, wie sie früher zu dem alten bestanden hatten. Wohl aber traf gerade in die erste Regierungszeit Wilhelms II. ein unangenehmer politischer Zwischenfall, welcher für kurze Zeit eine Verstimmung zwischen der Schweiz und dem deutschen Reiche hervorrief. Es war dies der sogen. Wohlgemuthhandel¹⁾.

Am 21. April 1889 war in Rheinfelden die Verhaftung des deutschen Polizeiinspektors Aug. Wohlgemuth von Mülhausen erfolgt. Der Genannte war mit der Beaufsichtigung der sozialdemokratischen Bewegung in Elsass und Baden, vor allem aber mit der Ueberwachung der deutschen Sozialdemokraten in der Schweiz betraut. Er hatte einen deutschen Schneider, Lutz in Basel, als Lockspitzel angeworben und stand mit ihm in brieflichem und mündlichem Verkehr. Lutz hatte seinen Anwerber verraten, die Briefe der aargauischen Polizei ausgeliefert und ihn durch Verabredung eines Rendez-vous in Rheinfelden, wo die beiden übrigens schon früher einmal zusammengekommen waren, in eine Falle gelockt. Durch die von Lutz abgelieferten und bei Wohlgemuth anlässlich dessen Verhaftung aufgefundenen Briefe war der stricte Nachweis erbracht, dass Wohlgemuth die Rolle eines agent provocateur gespielt; der Ausdruck: „wühlen Sie nur

¹⁾ Die folgenden Ausführungen über den Wohlgemuthhandel und die Arbeiterkonferenz stammen aus der Feder eines erfahrenen hochangesehenen Juristen, der ein gründlicher Kenner dieser Ereignisse ist.

lustig drauf los“, der sich in einem seiner Briefe an Lutz fand, ist in jener Zeit zu einem geflügelten Worte geworden.

Die deutsche Regierung verlangte die sofortige Freilassung Wohlgemuths, da dieser nur nach Rheinfelden gekommen sei, um sich über sozialistische und anarchistische Treibereien zu informieren und sich keines Vergehens schuldig gemacht habe. Der Bundesrat war sich zwar der ernsten Folgen, die eine Weigerung herbeiführen werde, von Anbeginn an vollkommen bewusst, ebenso sehr aber auch des lähmenden Einflusses, welchen eine in den Verhältnissen nicht begründete Nachgiebigkeit auf die fernere Handhabung der Fremdenpolizei hätte ausüben müssen. Und er zögerte nicht, am 30. April wurde Inspektor Wohlgemuth unter Berufung auf Art. 70 der Bundesverfassung des Landes verwiesen. Gleichzeitig wurde die Verhaftung des Schneiders Lutz angeordnet (der später die Ausweisung desselben folgte) und die gesamten Untersuchungsakten dem deutschen Gesandten zur Verfügung gestellt, damit die deutsche Regierung sich selbst über die Begründetheit der Verhaftung und Ausweisung Wohlgemuths überzeugen könne.

Minister Roth theilte durchaus die Auffassung des Bundesrates; er war der Ansicht, der Bundesrat habe gar nicht anders handeln können; eine gegenteilige Haltung hätte in der öffentlichen Meinung und im Parlamente eine sehr schroffe Beurteilung erfahren und einer Reaktion gerufen, die für die Schweiz und das Ausland die schlimmsten Folgen gehabt haben würde. Immerhin sah er den ernsten Konflikt sofort voraus.

Dieser brach nun auch herein. Unter Ingangsetzung des ganzen offiziösen Pressapparates, der der deutschen Regierung zur Verfügung stand, wurde zunächst in der

regierungsfreundlichen Presse das Vorgehen des schweizerischen Bundesrates als völkerrechtswidrig bezeichnet und Genugtuung gefordert.

Der Reichskanzler selbst hatte inzwischen die weitere Verfolgung der Angelegenheit zur Hand genommen. Der Reichsanzeiger vom 7. Mai veröffentlichte ein Protokoll über die Einvernahme des Wohlgemuth durch das Auswärtige Amt, in welcher dieser versicherte, dem Lutz direkt verboten zu haben, irgendwelche Provokationen hervorzurufen. Die Verhaftung Wohlgemuths war damit als eine durchaus grundlose dargestellt. Hieran reihte sich die Behauptung, der Verrat, den Lutz an seinem Auftraggeber begangen, sei im Einvernehmen mit dem Bezirksamtman von Rheinfeldern, Baumer, erfolgt; überdies sei Wohlgemuth in Rheinfeldern wie ein gemeiner Verbrecher behandelt worden.

Diese Anschuldigungen sind, es mag hier schon erwähnt werden, in der Folge durch eine seitens der Polizeidirektion des Kantons Aargau angehobene genaue Untersuchung samt und sonders als unbegründet dargetan worden.

Auf diese Beschwerden hatte sich indessen die deutsche Diplomatie nicht beschränkt, wurde doch der Fall Wohlgemuth nur als der letzte Tropfen bezeichnet, der das Glas zum Ueberlaufen gebracht habe. Deutschland betonte, dass es sich gezwungen sehe, einen polizeilichen Informationsdienst auf schweizerischem Gebiete zu unterhalten, da die hierseitige Polizei keine genügende Gewähr biete für wirksame Ueberwachung der revolutionären und anarchistischen Elemente, die durch ihre Umtriebe die innere Sicherheit Deutschlands gefährden. Für den Fall, dass die Schweiz diesen durch die Notwehr gebotenen Bestrebungen entgegentreten sollte, wurden Repressalien mit Bezug auf eine strengere Kontrolle und Ueberwachung

des Grenzverkehrs in Aussicht gestellt und damit Andeutungen verbunden, als ob, falls die Schweiz ihren Pflichten auf dem Gebiete der Fremdenpolizei nicht nachkommen sollte, wohl auch die Respektierung ihrer Neutralität in Frage gezogen werden könnte.

Damit war die Wohlgemuth-Angelegenheit vom Boden eines zwar ärgerlichen und nicht belanglosen, aber doch keineswegs bedeutungsvollen Zwischenfalles weggerückt und auf ein Gebiet verpflanzt worden, wo die wichtigsten Fragen des Staats- und Völkerrechts: Asylrecht, Souveränitätsrecht, Rechte und Pflichten des neutralen Staates, in Diskussion standen.

Der Bundesrat brauchte sich nicht auf eine Widerlegung der auf den Spezialfall Wohlgemuth sich beziehenden unbegründeten Anschuldigungen zu beschränken, er durfte mit Grund den Vorwurf zurückweisen, als wäre die Schweiz ein Sammelpunkt der revolutionären und anarchistischen Elemente, die die Sicherheit und Ruhe des deutschen Reiches bedrohen, ohne dass sich die schweizerischen Behörden darum kümmerten. Er durfte auch darauf hinweisen, dass die durch die deutsche Polizei auf schweizerisches Gebiet gesandten geheimen Agenten, weit entfernt ein Mittel zur Bekämpfung der staatsgefährlichen fremden Elemente zu sein, zu wiederholten Malen die Ursache von sehr bedauerlichen Ordnungsstörungen gewesen seien. Im übrigen wurde die unzutreffende Auffassung der deutschen Diplomatie widerlegt, als würden diese fremden Elemente als politische Flüchtlinge in Ausübung des der Schweiz zustehenden Asylrechts im Lande geduldet, während doch offenbar dieselben kraft des Niederlassungsvertrages vom 27. April 1876 in die Schweiz gekommen seien und nur dann ausgewiesen werden können, wenn sie unsern Gesetzen zuwiderhandeln, oder unsere Sicherheit gefährden. (Vergl. hierüber und über den

diplomatischen Konflikt überhaupt die Antwort des Bundesrates in der Interpellations-Debatte vom 21. Juni 1889 (B. Bl. 1889 III S. 652 ff.).

Die deutsche Regierung bezeichnete diesen letztern Standpunkt als unzutreffend; sie verwies auf Art. 2 des Niederlassungsvertrages, kraft dessen die Deutschen, die sich in der Schweiz niederlassen wollen, mit einem Zeugnis des unbescholtenen Leumundes versehen sein müssen. Diese Bestimmung, von welcher in praxi seitens der schweizerischen Behörden zumeist Umgang genommen werde, bedeute nicht blos ein Recht für die Schweiz, dieses Leumundszeugnis zu verlangen und ohne ein solches die Niederlassung zu verweigern, sondern auch ein Recht für Deutschland, zu verlangen, dass ohne die Beibringung eines Leumundsausweises die Niederlassung nicht erteilt werde.

Damit war eine neue, bedeutungsvolle Frage des internationalen Rechtes angeschnitten; der Bundesrat ermangelte nicht, mit aller Festigkeit eine Auslegung zurückzuweisen, die in ihrem Endziele auf nichts anderes hingesteuert hätte, als dass die Zulassung von Fremden in die Schweiz in das Belieben einer auswärtigen Regierung gestellt worden wäre. Dass damit das der Schweiz zustehende Asylrecht illusorisch gemacht würde, liegt auf der Hand.

In der Tat bedeutet Art. 2 des Niederlassungsvertrages nicht eine Verpflichtung, sondern ein Recht, von welchem Gebrauch zu machen, oder nicht, in freiem Belieben eines souveränen Staates liegt.

Wichtiger noch als die Unmöglichkeit, sich mit der deutschen Regierung über die Interpretation dieser Vertragsbestimmung zu verständigen, musste für den Bundesrat der von der deutschen Diplomatie zum Ausdruck gebrachte Gedanke sein, die Neutralität als solche lege dem

Staate, der auf sie Anspruch mache, Verpflichtungen gegen seine Nachbarn auf, ohne deren Erfüllung diese Neutralität im politischen System Europas nicht aufrecht erhalten werden könnte.

Der Bundesrat musste von dem Umstande, dass die Neutralität der Schweiz überhaupt in Diskussion gezogen werde, in um so höherem Grade befremdet sein, als die Schweiz ihrer aus der Neutralität sich ergebenden Verpflichtungen stets bewusst gewesen war. Neutralität bedeutet indessen noch keine Preisgabe der Souveränitätsrechte. Als ein Ausfluss dieser Souveränitätsrechte besitzt die Schweiz gleich allen andern europäischen Staaten das Recht der Ausübung der innern und äussern Polizei; kraft dieses Rechtes und nicht wegen ihrer Neutralität hatte sie diejenigen Massnahmen getroffen und vorbereitet, welche ihr gegenüber den revolutionären und anarchistischen Elementen erforderlich schienen.

Die öffentliche Meinung in der Schweiz, die sich sehr lebhaft mit dem deutschen Zwischenfalle beschäftigte, stund mit seltener Einmütigkeit auf der Seite des Bundesrates und seine Haltung hatte im gesamt-schweizerischen Lande einen vortrefflichen Eindruck gemacht.

Die leitenden Kreise in Berlin aber waren keineswegs beruhigt. Minister Roth, der in mündlichen Konferenzen mit dem Bundespräsidenten und dem Vorsteher des politischen Departements, zu welchen er incognito nach Bern gereist war und in zahllosen schriftlichen Situations-Berichten den Bundesrat ständig aufs beste orientierte, erachtete die Lage als eine höchst beunruhigende, ja bedrohliche. In der That hatte sie sich dadurch verschärft, dass es der deutschen Diplomatie gelungen war, auch andere Staaten gegen die Schweiz mobil zu machen.

Zunächst Russland, dann Oesterreich, lenkten die Aufmerksamkeit des Bundesrates auf die Gefahren, durch welche sie zufolge einer zu weit gehenden Toleranz der anarchistischen und revolutionären Elemente bedroht seien. Als befreundete Mächte und Mitgaranten der schweizerischen Neutralität erachteten sie, dass diese Neutralität die Pflicht in sich schliesse, diese gefährdenden Umtriebe zu verhindern, widrigenfalls sie die Frage prüfen müssten, ob die schweizerische Neutralität noch im Interesse dieser Staaten liege.

Auch diesen Staaten gegenüber hatte der Bundesrat geltend gemacht, dass die Ueberwachung und Unterdrückung anarchistischer und revolutionärer Umtriebe mit der Neutralität nichts zu tun habe, diese Massnahmen müssten der freien Entschliessung der Bundesbehörden vorbehalten bleiben, es seien das innere Fragen, bei welchen die Schweiz als souveräner Staat eine fremde Einmischung nicht zulassen könne.

So lagen die Dinge, als der Bundesrat die Gelegenheit wahrnahm, der Bundesversammlung bei Beantwortung einer bezüglichen Interpellation den Gang der Ereignisse auseinanderzusetzen und um Bewilligung der Mittel nachzusuchen, die für die korrekte Besorgung der auswärtigen Angelegenheiten unumgänglich notwendig erschienen.

Der Bundesrat konnte sich ja wohl selbst das Zeugnis ausstellen, dass er bei wiederholten Gelegenheiten, wir erinnern an das Vorgehen gegenüber den Redaktoren des „Sozialdemokrat“, an die Ausweisung deutscher und österreichischer Anarchisten, an die Massregelung des zürcherischen Polizeihauptmanns Fischer, nach Möglichkeit seine völkerrechtlichen Pflichten zu erfüllen gesucht habe; aber er musste sich anderseits gestehen, dass ihm ausreichende Waffen in diesem Kampfe gegen Anarchisten und Sozialrevolutionäre einerseits und das fremde Spitzeltum

andererseits nicht zur Verfügung stehen. Dazu müsse er, so führte er aus, vor allem in die Möglichkeit versetzt werden, innert den Schranken der Verfassung eine wirksamere Ueberwachung der fremden Elemente auszuüben, die die Sicherheit des Staates bedrohen.

Was war begreiflicher, als dass der Bundesrat den Moment als gegeben erachtete, um die aus langer Hand vorbereitete Revision der schweizerischen Fremdenpolizeigesetzgebung zum Abschluss zu bringen. Unzweifelhaft konnte der Umstand, dass er längst vor dem Zwischenfall Wohlgemuth sich mit einer Verbesserung der Fremden-gesetzgebung beschäftigt habe und diese Frage demnächst ihrer Erledigung entgegenführen werde, in glücklichster Weise in der weiteren Behandlung des diplomatischen Konfliktes verwendet werden, denn damit war der deutschen Reichsregierung zum voraus die diplomatische Gefolgschaft von Russland und Oesterreich entzogen. Es hat sich denn auch in der Folge gezeigt, dass Deutschland auf dieselbe nicht zu rechnen hatte.

Die dem Bundesrate fehlenden Aktionsmittel im Kampfe gegen die Umsturzelemente wurden ihm bereitwilligst gewährt, indem am 25. und 27. Juni 1889 Nationalrat und Ständerat, beide einstimmig, die Vorlage über Einführung der Bundesanwaltschaft genehmigten.

Damit hatte sich die politische Lage offenbar ganz wesentlich gebessert. Deutschland freilich hatte seinen Standpunkt, die Interpretation von Art. 2 des Niederlassungsvertrages betreffend, nicht aufgegeben und als die Schweiz auch ihrerseits auf ihrer Auffassung beharrte, so erfolgte am 20. Juli 1889 die Kündigung des Niederlassungsvertrages. Auch die angedrohten Repressalien durch Zollbeschränkungen an der deutsch-schweizerischen Grenze wurden in Szene gesetzt, indessen schon im Dezember 1889 wieder aufgehoben.

Im November des gleichen Jahres hatten sich die Wogen so geglättet, dass der Unterstaatssekretär des Aeussern, Graf Berchem, in der Budgetkommission des deutschen Reichstages erklären konnte, er wisse von einer derzeitigen Verstimmung zwischen dem deutschen Reiche und der Schweiz nichts; es beständen zurzeit wieder die besten Beziehungen zwischen den beiden Regierungen; und in Uebereinstimmung hiemit gab auch der Staatssekretär Graf Bismarck im Reichstag eine gleichlautende Erklärung ab und fügte bei, man könne von Regierung zu Regierung akademisch durch Notenwechsel über Meinungs-differenzen verhandeln, ohne dass deswegen notwendig eine Verschlechterung der allgemeinen Beziehungen eintreten müsse.

Im Lichte der Tatsachen erweist sich diese Auffassung doch wohl eher als Bemäntelung einer misslungenen diplomatischen Aktion, an welcher freilich der Sprecher im Reichstage persönlich den geringsten Teil der Schuld trug. In der Tat hatte der Reichskanzler Fürst Bismarck die Leitung dieser Angelegenheit in Händen und war Graf Herbert Bismarck dem Konflikte ruhig und eher vermittelnd gegenübergestanden. Dass der deutsche Reichskanzler trotz seiner sonst so überlegenen Beurteilung internationaler Fragen im Zwischenfalle Wohlgemuth den Missgriff begehen konnte, die korrekte Handhabung der Fremdenpolizei als eine Voraussetzung für die Respektierung der Neutralität zu postulieren, ist um so frappanter, als seinerzeit eine analoge Beschwerde mit gleichem negativem Erfolge von ihm erhoben worden war. In Belgien nämlich hatte der deutsche Reichskanzler im Jahre 1875 Vorstellungen machen lassen, darüber, dass die katholische Presse und namentlich der Bischof von Namur die preussische Regierung wegen des Kulturkampfes aufs heftigste angegriffen hatte und damals schon war die anfechtbare Theorie

aufgestellt worden, die Verpflichtung aller Staaten, nicht zu dulden, dass ihr Gebiet zum Anschlag gegen die Ruhe der Nachbarstaaten missbraucht werde, liege in verstärktem Masse einem Staate ob, der sich des Privilegiums der Neutralität erfreue; diese Verpflichtung gehöre zu den stillschweigend vorausgesetzten Bedingungen dieser Neutralität.

Sicher ist, dass die Klugheit, Vorsicht und Versöhnlichkeit, mit welcher Minister Roth die Geschäfte behandelte, Charaktereigenschaften, welche sich in so glücklicher Weise mit nationalem Selbstgefühl und glühendem Patriotismus paarten, einen wesentlichen Teil des schliesslichen Erfolges zu beanspruchen haben und dass die in allen Teilen sichere Beurteilung der Verhältnisse und gewissenhafte Berichterstattung seines Gesandten in Berlin dem Bundesrate seine schwierige Aufgabe in hohem Masse erleichtert haben.

Die diplomatische Geschicklichkeit des schweizerischen Gesandten sollte sich auch bei Abschluss des neuen deutsch-schweizerischen Niederlassungsvertrages erweisen. Letzterer ist ja eigentlich der Abschluss des Wohlgemuth-Handels, gleichzeitig aber auch der sprechende Beweis für den diplomatischen Erfolg der Schweiz.

Es war, wie die bundesrätliche Botschaft betreffend den Niederlassungsvertrag mit Deutschland vom 5. Juni 1890 (B. Bl. 1890 III S. 220) ausführt, das deutsche Reich, das, zunächst in vertraulicher Weise bei Minister Roth, und sodann, als die Möglichkeit einer Verständigung gesichert schien, in offizieller Weise durch seinen Gesandten in Bern, die einleitenden Schritte für den Abschluss eines neuen Niederlassungsvertrages getan hat. In der massgebenden deutschen Note war ausdrücklich bemerkt:

„Auf die Streitpunkte, welche im vergangenen
„Jahre bezüglich des Art. 2 des bestehenden Ver-

„trages entstanden sind, beabsichtige ich nicht weiter
 „einzugehen. Die nunmehr vorgeschlagene neue
 „Fassung des Artikels bringt klar zum Ausdruck,
 „dass die Schweiz damit keine andere Verpflichtung
 „übernimmt, als diejenige, den Deutschen, welche
 „das gesandtschaftliche Zeugnis über ihre Reichs-
 „angehörigkeit und ihren unbescholtenen Leumund
 „beibringen, die in Art. 1 bezeichneten Rechte zu
 „gewähren.“

Damit war also das von der Schweiz während des Wohlgemuth-Handels mit allem Nachdruck in Anspruch genommene, von Deutschland mit ebenso viel Nachdruck bestrittene Recht, Jeden bei sich aufzunehmen, gleichviel, ob er die in den Niederlassungsverträgen aufgestellten Bedingungen erfülle, oder nicht, unumwunden anerkannt. Dabei war es nur von ganz sekundärer Bedeutung, dass durch den neuen Vertrag das System der Immatrikulations-scheine, welches schon vorher z. B. für spanische Staats-angehörige von der Schweiz gehandhabt worden war, festgestellt wurde.

So schliesst eine Episode, welche nicht nur in der neuen Schweizergeschichte einen bedeutungsvollen Platz einnimmt, sondern im Besondern im Leben unseres Staatsmannes eine ganz hervorragende Rolle gespielt.

Roths Stimmung und Gesundheit während des Wohlgemuthhandels waren nicht die besten. Er hatte in der ganzen Zeit ungeheuer viele und aufregende Arbeit. Dazu kamen die mancherlei unangenehmen Bemerkungen über die Schweiz, die er hören musste, so dass er mit der Zeit körperlich ermattet und geistig niedergedrückt war. Folgender Brief an Haffter illustriert seine Lage am besten:

Pontresina, 1. August 1889.

Mein Lieber!

Was mich betrifft und meine Erlebnisse in den letzten drei Monaten, so bitte ich Dich punkto Berichterstattung dringendst um Stundung, bezw. um die Erlaubnis, Nachrichten über diese eckelhafte Periode auf ein gelegentliches Rendezvous zu versparen. Hierüber mich schriftlich auszusprechen, ist mir zurzeit noch unmöglich, das heisst ich bringe es nicht fertig, dieses Thema zu behandeln, ohne mich neuerdings in die moroseste aller Stimmungen zu versetzen und das wäre ja absolut kurwidrig. Nur so viel für heute, dass ich in der letzten Zeit in Berlin sehr elend war. Ich litt an Schlaf- und gänzlicher Appetitlosigkeit und unmittelbar vor Antritt meines Urlaubs traten noch Fiebererscheinungen hinzu. Jetzt fühle ich mich bereits etwas frischer, doch werde ich noch geraume Zeit brauchen, um wieder ganz auf den Damm zu kommen.

Glückliche Kur und herzliche Grüsse von Beiden.

Dein alter

A. Roth.

Im Jahre 1890 bot sich Minister Roth Gelegenheit, neuerdings seinen Takt und seine Gewandtheit in den Dienst seines Landes zu stellen.

Mit Rundschreiben vom 15. März 1889 hatte der Bundesrat die sämtlichen europäischen Industriestaaten zur Beschickung einer Konferenz behufs internationaler Regelung der Arbeiterverhältnisse, insbesondere der industriellen Sonntagsarbeit und der industriellen Kinder- und Frauenarbeit, eingeladen. Die Konferenz war für September 1889 in Aussicht genommen, wurde dann aber auf das Frühjahr 1890 verschoben. In einem Rundschreiben vom 28. Januar 1890 erfolgte die erneute Einladung zum 5. Mai. Noch bevor indessen dieses Rundschreiben überall an seine Bestimmung gelangt war, erschienen im deutschen Reichsanzeiger vom 5. Febr. 1890

die bekannten kaiserlichen Erlasse, durch welche die Absicht kund getan wurde, eine internationale Konferenz über Arbeiterschutz in Berlin zu vereinigen.

Der Bundesrat trug anfänglich Bedenken, zu Gunsten Deutschlands auf die Konferenz zu verzichten und beauftragte Minister Roth, das schweizerische Rundschreiben mit erläuternden Bemerkungen unverzüglich in Berlin zu übergeben. In dem Berichte des Bundesrates an die Bundesversammlung betreffend die Frage internationaler Regelung des Arbeiterschutzes und die Berliner Konferenz vom 9. Juni 1890 (B. Bl. 1890 Bd. III S. 721) heisst es über den weiteren Verlauf: „Allein bevor noch Herr „Roth diesem Auftrage nachgekommen war, liess ihn der „Kaiser zu sich bescheiden, versicherte ihn, er habe erst „nach Veröffentlichung seiner Kabinettsordre erfahren, „dass wir ebenfalls Einladungen für eine solche Konferenz hätten abgehen lassen und gab gleichzeitig der „Hoffnung Ausdruck, dass, zur Vermeidung von aus dieser „doppelten Initiative sich ergebenden Verwickelungen, „zwischen den beiden Regierungen eine Verständigung „zustande kommen werde.“

Der Bundesrat entschloss sich im Interesse der Sache und in Würdigung der Aussichten, welche die Initiative des deutschen Kaisers für die Förderung des auch von der Schweiz verfolgten Zieles der Besserung der Verhältnisse der Arbeiterschaft aller Länder eröffnete, auf die Konferenz in Bern zu verzichten; er nahm am 28. Februar 1890 die deutsche Einladung an und zog die Einladungen zu der von ihm geplanten Konferenz zurück.

Dieses Entgegenkommen der Schweiz erwies sich deshalb als von Bedeutung für das Zustandekommen der Konferenz in Berlin, weil verschiedene Staaten, darunter Frankreich, erst nachdem die Schweiz verzichtet hatte, die deutsche Einladung annahmen.

Diese Haltung der Schweiz ist sowohl in der Rede des Ministers von Berlepsch, mit der die Konferenz am 15. März 1890 eröffnet wurde, als auch in der kaiserlichen Thronrede bei Eröffnung des Reichstages am 6. Mai 1890 anerkannt worden. Auch hatte der deutsche Kaiser dem Bundesrate durch Herrn v. Bülow und Minister Roth seinen lebhaften Dank aussprechen lassen.

Es wird wohl nicht zu viel gesagt sein, wenn wir annehmen, dass die glückliche Lösung dieser Frage zu einem nicht geringen Teil der einsichtsvollen und überzeugenden Tätigkeit des schweizerischen Gesandten in Berlin zu verdanken ist.

Die Wunde, welche die Wohlgemuth-Affaire gerissen hatte, war vernarbt, die alte Freundschaft zwischen der Schweiz und Deutschland wieder hergestellt. Glücklich war die Arbeiter-Konferenz abgelaufen. Roth hatte das Aergste überwunden, sein Wohlsein nahm wieder zu, mit Ruhe sah er der Zukunft entgegen, mit Freude gieng er wieder an die Arbeit. Er war nun um eine Menge von Erfahrungen reicher. Bitteres hatte er gekostet und dieses überwunden, und jetzt kam er in jene sonnige humorvolle Stimmung, die nur jenen beschieden ist, die grosse Hindernisse siegreich überschritten haben.

Bald nach der Arbeiterkonferenz kam es zum Bruche zwischen dem jungen Kaiser und dem alten Kanzler. Bismarck musste weichen und wurde durch Caprivi ersetzt. Jetzt standen an der Spitze des Staates Männer, zu denen Roth vorzügliche Beziehungen hatte.

Da ist zunächst Kaiser Wilhelm II. selbst zu nennen. Dieser ist Roth und seiner Gattin immer mit Liebenswürdigkeit und Wohlwollen entgegen getreten und diese freundliche Gesinnung dem Gesandten gegenüber über-

trug der junge deutsche Kaiser auch auf das Land, welches jener vertrat. Jedenfalls war es das bestimmte und würdige Auftreten des republikanischen Gesandten, welches der souveränen Natur und stark individualistischen Persönlichkeit Kaiser Wilhelms II. gefiel. Dann muss man bedenken, dass Roth beim Regierungsantritt Wilhelms schon zu den ältern Diplomaten am Berliner Hofe gehörte, der die Achtung von des Kaisers Vater und Grossvater genossen hatte, so dass der jugendliche Herrscher dem erfahrenen Staatsmann wohl Vertrauen entgegenbringen konnte. Das Wohlwollen, das der Kaiser für das Roth'sche Ehepaar besass, wurde auch von der Kaiserin geteilt. Es blieb ungestört bis zu Roths Tode und zeigte sich im Laufe der politischen, gesellschaftlichen und familiären Ereignisse wiederholt.

Mit dem neuen Reichskanzler Caprivi verkehrte Roth geschäftlich sehr gern und bald entstanden zwischen den beiden Männern sogar freundschaftliche Beziehungen. Die einfache, aufopferungsfähige pflichttreue Soldatennatur des früheren Generals fand in Roth einen dem seinigen ähnlichen Charakter.

Als Staatssekretär im auswärtigen Amte war an die Stelle des Grafen Herbert Bismarck der Freiherr Marschall von Biberstein getreten. Diese Persönlichkeit gehörte zu Roths alten Bekannten. Schon als Marschall 1878 in den Reichstag gewählt wurde, knüpfte er Beziehungen zu Roth an, die sich allmählig zur Freundschaft entwickelten. Dann wurde Marschall badischer Gesandter in Berlin und das gegenseitige Verhältnis zwischen ihm und Roth wurde immer enger. Als Marschall Staatssekretär war, besaßen die Diplomaten und besonders Roth an ihm einen sorgenden Freund.

Unter solchen Umständen gieng Roth arbeitsfreudig an seine nächsten Aufgaben. Er war nun etwas mehr

als 50 Jahre alt, besass reiche Erfahrung und fühlte sich in der vollen Leistungskraft. Die nächsten Jahre, die Aera Caprivi (1890—1894) brachte der Schweiz in Bezug auf Deutschland viel Günstiges und Roth fast lauter diplomatische Erfolge.

Von grösstem Belange für die schweizerische Industrie und den Handel war es, dass Deutschland unter der Führung von Caprivi und Marschall vom Schutzzollsystem abwich und sich dem Freihändlertum näherte. Dies war für die Schweiz um so wichtiger, als Frankreich und die Union fast unübersteigliche Zollmauern aufgebaut hatten. Die deutsche Regierung fand zwar bei den Agrariern hartnäckigen Widerstand, aber trotzdem gelang es ihr, neue Handelsverträge mit Oesterreich, Italien, Belgien, Russland und der Schweiz abzuschliessen.

Der deutsch-schweizerische Handelsvertrag vom Jahre 1881 war von Deutschland gekündet worden und da auch der österreichisch-schweizerische Handelsvertrag erneuert werden musste, so fanden gemeinsame Unterhandlungen mit Deutschland und Oesterreich in Wien statt. Als Bevollmächtigte der Schweiz amtierten Roth, Minister Aepli und die Nationalräte Hammer und Cramer-Frey. Die Verhandlungen begannen im Mai und schleppten sich unter mühsamer Arbeit drei Monate hin, ohne zu einem Abschluss zu gelangen; sie mussten dann unterbrochen werden, weil Deutschland und Oesterreich in Unterhandlungen mit Italien traten, die zunächst abgeschlossen werden mussten und weil in der Schweiz die Volksabstimmung über den neuen Zolltarif verlangt wurde. Erst im Dezember 1891 konnten die Verhandlungen wieder aufgenommen werden, die dann allerdings zu einem raschen und glücklichen Abschluss führten, so dass am 10. Dezember 1891 die Handelsverträge mit dem

deutschen Reich und Oesterreich-Ungarn unterzeichnet werden konnten.

Was für eine Rolle Roth bei diesen Unterhandlungen gespielt und was für einen Eindruck er auf die deutschen Unterhändler gemacht, mögen einige Worte eines angesehenen Deutschen, der dabei eine grosse Rolle spielte, illustrieren: „Auf handelspolitischem Gebiete war Roth geradezu Autorität. Die Lage war dadurch kompliziert, dass die Schweiz damals einen neuen Zolltarif mit erheblich höheren Sätzen aufgestellt hatte und in Deutschland allgemein der Verdacht bestand, dass dieser Tarif nur eine Art Popanz war, um die taktische Lage der Schweiz gegenüber Deutschland zu verbessern. Es ist vom schweizerischen Standpunkte aus ein erfreuliches Verdienst Roths gewesen, dass er diesen Verdacht zu beseitigen verstand.“

Der gewöhnliche Gang der Geschäfte wurde in diesen Jahren wenig unterbrochen. Im März 1893 fand in Dresden eine internationale Sanitätskonferenz statt, zu welcher Roth zusammen mit Dr. Schmid, dem Vorsteher des eidgenössischen Gesundheitsamtes als Vertreter der Schweiz teilnahm. Die Cholera war an verschiedenen Orten Europas, so in Frankreich, Italien, Oesterreich und später auch in Deutschland aufgetreten und die Dresdener Konferenz, die von 19 europäischen Staaten beschickt wurde, arbeitete eine internationale Uebereinkunft betreffend die Anwendung von gemeinsamen Schutzmassregeln gegen die Cholera aus.

Im Frühling des gleichen Jahres stattete Kaiser Wilhelm II. der Schweiz einen Besuch ab. Er wurde einfach aber herzlich vom Bundesrate in Luzern empfangen. Roth, nach dessen Anordnungen die kleine Festlichkeit bereitet war, nahm am Empfange des Kaisers ebenfalls teil und bei der Abreise schenkte Wilhelm ihm ein goldenes Cigarrettenetui zum Andenken an diesen Tag.

Wie freundlich der Kaiser Roth gegenüber gesinnt war, zeigte er auch damit, dass er ihn einlud, an den Feierlichkeiten zur Eröffnung des Nordostseekanals teilzunehmen, obwohl ja die Schweiz als ein Binnenland dort nicht vertreten zu sein brauchte. Roth machte die Feier mit grossem Vergnügen mit (Juni 1895).

Man wird begreifen, dass unter solchen Umständen Roths Stimmung eine ausgeglichene war. Die folgende Stelle aus einem Briefe an einen Freund zeigt dies deutlich:

„Ich bin am 23. Oktober hier eingetroffen und arbeite seither wieder im Berufstretrad. Sehr zu meiner Satisfaktion sind es in der letzten Zeit aber meist Geschäfte höchst harmloser Natur, welchen ich obzuliegen habe. Wohlgemuthaffairen und dergleichen mehr, wie ich sie in der Aera Bismarck durchzumachen hatte, sind seit dem neuen Kurs ein überwundener Standpunkt; alles wickelt sich ruhig ab, sine ira. Infolgedessen denke und empfinde ich denn auch viel normaler als früher und dass meine Gesundheit dabei profitiert hat, ist ja selbstverständlich.“ (An Haffter 8. Dezember 1893).

Arbeit gab es natürlich fortwährend die Hülle und Fülle und besonders dann häufte sie sich, wenn etwa durch Versetzungen oder Krankheit von Attachés und Sekretären Roth zeitweise fast allein auf dem Gesandtschaftsbureau sass. Einem Freunde schrieb er unterm 14. Februar 1894:

„Ich kondolire zu den Schaff-Sonntagen! Vielleicht gewährt es Dir einen kleinen Trost, wenn ich Dir sage, dass für mich in Berlin wenigstens 50 0/0 der Sonntage ebenfalls zum grössten Teile der Eidgenossenschaft gehören.

Auch an den Werktagen bin ich derzeit sehr mit Arbeit überladen und dazu kommen noch sozusagen tagtäglich am Abend eine oder zwei gesellschaftliche Verpflichtungen!“ (An Direktor Mayer).

Einen Blick darein, wie Roth auftauchende Schwierigkeiten zu verhindern verstand, giebt das folgende Er-

cignis. Da es schon zu Reibereien gekommen war, wenn die deutschen Regimentsmusiken in ausländischen Staaten, wie in Belgien, Luxemburg und der Schweiz konzertierten, so dachte der Reichskanzler im Jahr 1893 daran, den deutschen Militärmusiken zu verbieten, im Ausland aufzutreten. Die Schweiz wäre dadurch in ihrem Festleben betroffen worden. Man denke nur an die vielen Male, an welchen die Konstanzer Regimentsmusik an den schweizerischen Festen mitwirkte. Aus eigener Initiative und auf einen Notschrei Handlosers, des Konstanzer Kapellmeisters hin, insistierte Roth bei Caprivi, er möchte der Schweiz gegenüber eine Ausnahme machen. Der Kanzler erklärte sich bis auf weiteres dazu bereit. Nun gieng alles glatt, bis im Januar 1894 der Offiziersverein in St. Gallen zu einem Balle eine deutsche Regimentsmusik engagierte, und dieser Umstand, dass unsere Offiziere nach fremden Geigen tanzten, regte einen Teil der Bevölkerung derart auf, dass nachts vor dem Balllokal ein kleiner Krawall inszenirt wurde. Das Krawällchen wurde übrigens bald wieder beigelegt, wohl aber fürchtete Roth, der Reichskanzler könnte sich nun doch dazu entschliessen, den deutschen Militärmusiken das Konzertieren in der Schweiz zu verbieten. Er tat deshalb sofort die nötigen Schritte und seiner Kunst ist es gelungen, zu machen, dass die St. Galler Samstagnachtsrevolution keine weitem Folgen hatte.

Bei dem guten Verhältnis, das zwischen Roth und Caprivi bestand, wird man begreifen, dass Roth den Reichskanzler nicht gern aus dem Amte scheiden sah. Capravis Politik fand im Reichstage wenige Freunde, dazu kam, dass alle Bismarckanhänger den ersten Kanzler Kaiser Wilhelms II. von vorneherein hassten, so dass Capravis Stellung von Anfang an unterhöhlt war. Als er dann noch Differenzen mit dem preussischen Minister-

präsidenten von Eulenburg hatte, reichte er im Oktober 1894 seine Entlassung ein, die er erhielt. Am Tage nach seiner Demission war Caprivi noch über eine halbe Stunde bei Roth in seinen vier Wänden und erzählte ihm „recht interessante Dinge“. Seinem Freunde Haffter in Frauenfeld berichtete er folgendes über den Sturz Caprivis:

„In politicis haben wir wieder eigentümliche Plötzlichkeiten erlebt. Caprivi war schliesslich so isoliert, dass man sich allerdings mit dem Gedanken vertraut machen musste, er werde nicht mehr lange bleiben. An ein so jähes Ende dachte aber kein Mensch, er selbst und sogar der Kaiser nicht ausgenommen. Ich habe seinen Weggang sehr bedauert, einmal weil er der Schweiz sehr wohl gesinnt war und dann auch, weil ich ihm persönlich näher stand und gern mit ihm verkehrte. Die übrigen Mutationen waren mir dagegen ziemlich gleichgültig, zumal uns zu meiner grossen Genugtuung Marschall im auswärtigen Amt erhalten blieb. Von dem 76jährigen Hohenlohe erwarte ich sehr wenig; er kann übrigens auch nichts Neues von Belang bieten, denn er hat eine gebundene Marschroute.“ (30. Dezember 1894).

Vom Sturze Caprivis an bis zu Roths Tode (1894 bis 1904), also in seinen 10 letzten Lebensjahren, gab es in der deutschen Politik noch die eine und andere „Plötzlichkeit“, noch manche rasche Personalwechsel. Auf Caprivi folgte der alte Fürst Clodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst als Reichskanzler, ein Mann von grosser diplomatischer Erfahrung und von ruhigem besonnenem Charakter, aber zu greisenhaft und schwach, um massgebend in die Politik einzugreifen. Ihm zur Seite blieb für einige Jahre Marschall als erster Staatssekretär, bis er 1898 als deutscher Botschafter nach Konstantinopel ging und durch den Grafen von Bülow ersetzt wurde. Dieser Mann war dazu auserlesen, an die Stelle Hohenlohe's zu treten, als dieser im Jahre 1900 von seinem Posten abtrat. Dies brachte wieder Aenderungen im auswärtigen Amte mit sich, indem

Freiherr von Richthofen erster Staatssekretär und Herr von Mühlberg Unterstaatssekretär wurden.

Roth sah allen diesen Aenderungen mit Ruhe und Gleichmut zu. Er verstand es, sich den verschiedensten Personen anzupassen. Den beiden neuen Reichskanzlern stand er nicht mehr so nahe wie Caprivi, wohl aber war er mit Richthofen und Mühlberg befreundet. Die beiden folgenden Briefe geben darüber am besten Aufschluss.

„Von einem neuen Kurs ist absolut nichts zu verspüren. Der alte Hohenlohe verschanzt sich hinter sein Opportunitäts-Stillschweigen und lässt gewisse Leute in dem Wahne, diese Zurückhaltung sei fein berechnete Politik. Diejenigen, die ihn kennen, vertreten dagegen die ketzerische Ansicht, er schweige, weil er überhaupt nichts zu sagen habe. Uns Diplomaten gegenüber beschränkt er sich jeweilen auf einen Händedruck. Da war doch der Verkehr mit Caprivi etwas anderes. Auch gesellschaftlich hat Hohenlohe uns mit Ausnahme des unvermeidlichen Festmahles an Kaisers Geburtstag bis dato völlig geschnitten, während wir von Caprivi häufig zu grösseren oder kleineren Dinners eingeladen waren, anlässlich derer er dann sehr mittheilsam war und zwar auch auf dem Gebiete der Politik.“ (An Direktor Mayer, 9. Februar 1895).

*

*

*

„Meine Amtstätigkeit anbelangend, liegt zur Zeit nichts vor, was mich besonders in Anspruch zu nehmen geartet wäre. Dem Novum der Ernennung Bülow's zum Reichskanzler haben wir alle schon seit längerer Zeit mit Bestimmtheit entgegengesehen und als im Spätjahr in der Presse der Hexentanz gegen Hohenlohe begann und derselbe eigentlich seiner Schattenexistenz wegen von allen Fraktionen im Stiche gelassen wurde, erachteten wir seine Tage als gezählt. Also auch punkto Termin seiner Demission absolut keine Ueberraschung. Richthofen und von Mühlberg, der erste nunmehr Staatssekretär und der andere Unterstaatssekretär, stehe ich seit Jahren persönlich näher und ist mir deren Ernennung auch deswegen erwünscht, weil ich dieselben zu jeder Zeit leicht werde sprechen können,

während es einer wahren Hiobsgeduld bedurfte, um zu Bülow zu gelangen. Unter drei bis vier Stunden antechambrieren, lief es für uns Gesandte an seinen Empfangstagen nie ab.“ (An Direktor Mayer, 25. November 1900).

In den letzten Lebensjahren Roth's ragen politisch noch zwei Ereignisse heraus: Er nahm an der Haager Friedenskonferenz teil und betätigte sich an den Unterhandlungen für einen neuen deutsch-schweizerischen Handelsvertrag.

Im Sommer 1899 fand im Haag die internationale Friedenskonferenz statt, welche von 26 Staaten, unter welchen sich auch die Schweiz befand, beschickt wurde, und an welche Roth, zusammen mit Oberst Künzli und Nationalrat Odier als Vertreter der Schweiz abgeordnet wurde. Ganz seiner Natur gemäss, trat Roth bei den offiziellen Verhandlungen wenig hervor, wohl aber wusste er, kraft des allgemeinen grossen Ansehens, das er genoss, seinen Einfluss ausserhalb der Sitzungen sehr wirksam zur Geltung zu bringen. Dies bewährte sich namentlich in Fragen, welche die schweizerischen Interessen betrafen. Seine Kollegen bewunderten seine hohe Einsicht, seinen feinen Takt, seine Festigkeit des Charakters und seine Liebenswürdigkeit im Verkehr.

Die letzte grössere Arbeit Roth's bestand in den neuen Handelsvertragsunterhandlungen mit Deutschland. Der deutsch-schweizerische Handelsvertrag vom Jahre 1891 dauerte bis Ende 1903. Inzwischen waren in Deutschland und der Schweiz neue Generaltarife aufgestellt worden und sahen beide Länder auch von einer Kündigung des 91er Vertrages ab, so musste jetzt doch eine Revision jenes Vertrages vorgenommen werden. Die Unterhandlungen begannen am 9. Oktober 1903 in Berlin. Als Vertreter der Schweiz funktionierten ausser Roth die

Nationalräte A. Künzli und A. Frey. Die Unterhandlungen erwiesen sich als äusserst schwierig. Sie wurden Ende Oktober unterbrochen, um erst später nach Roth's Tod zum Abschluss geführt zu werden.

Still und ohne Aufhebens zu machen, hat Roth seine Aufgaben gelöst. Er war ein gewissenhafter, pflichttreuer Arbeiter und kluger gewandter Diplomat, der auch in schwierigsten Lagen sein Ziel zu erreichen wusste.

Die Tätigkeit eines Gesandten besteht in Kleinarbeit. Sie setzt sich aus hunderten von Einzelheiten zusammen, die mit einander das Ganze ausmachen. Sie ist insofern undankbar, als das grosse Publikum die Leistungen nicht zu sehen bekommt. Zudem besteht ein grosser Teil der Kunst und Arbeit nicht im Schaffen, sondern im Verhüten.

Roth war als Diplomat ein feiner Künstler. Er konnte, was wenigen Politikern gelingt, seine Person vollständig in den Hintergrund stellen, was viel zu seinen Erfolgen beitrug. Durch seine Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit nahm er die Leute für sich ein, so dass sie vertraulich und offen wurden. Dann gieng er auf ihre Meinungen ein, wobei er zunächst seine Ansichten völlig in den Hintergrund drängte. Kannte er einmal den Standpunkt und die Ansichten seiner Mitarbeiter und seiner Gegner, so vermochte sein scharfer, ordnender, politischer Blick rasch die Punkte herauszufinden, wo er mit seinen Ideen einsetzen und etwas erreichen konnte. Dann aber gieng er nicht stürmisch vor, sondern langsam, Schritt für Schritt überlegend, aber sicher dem Ziele näher kommend; ganz allmählig machte er seinen Einfluss geltend. Bis in alle Details hinein wägte er ab. Tage und Wochen lang trug er Pläne mit sich herum, bis er sie zur Ausführung brachte. Jedes Schriftstück prüfte er zwei- und

dreimal und brachte Verbesserungen an, bis es ihn endlich befriedigte. In mündlichen diplomatischen Unterhandlungen war er äusserst vorsichtig und zurückhaltend.

Ein umfangreiches Wissen und ein edler Charakter verschafften ihm neben den geschäftlichen Erfolgen eine hervorragende Stellung in Berlin.

Geradezu erstaunlich war seine umfassende Kenntnis auf den weitesten Gebieten des öffentlichen Lebens. Roth beherrschte bis in's Detail die grossen wirtschaftlichen und sozialen Fragen, welche heute die Welt bewegen.

Allgemein anerkannt war das grosse Taktgefühl Roths. Es war ihm geschäftlich und persönlich stets ein treuer Begleiter. Was wir Streberei zu nennen pflegen, war ihm vollkommen unbekannt. Er gieng den Weg, den ihm sein starkes Pflichtgefühl anwies, ohne anderweitige Rücksichten aufkommen zu lassen. Die hervorragende Stellung, die er in Berlin besass, hat er niemals angestrebt. Dieselbe ist ihm aus seiner Persönlichkeit heraus von selbst zugefallen. Mit seiner Bescheidenheit war er sich jener Stellung weniger bewusst, als diejenigen, welche mit ihm verkehrten.

Roth ist stets Schweizer geblieben. Mit Leib und Seele hat er seinem Vaterlande angehört. Er hat während seines langen Aufenthaltes in Berlin die Deutschen schätzen gelernt und über deutsche Dinge sicherlich nur gerechte und unbefangene Berichte an seine Regierung erstellt. Aber das Milieu, in welchem er sich während 25 Jahren befand, hat niemals in einer Weise auf ihn abgefärbt, dass darunter seine nationale Eigenart irgendwie gelitten hätte. Gerade darin, dass Roth inmitten der vielen Anerkennungen und Ehren, die ihm in Berlin zu teil wurden, sich stets gleich blieb, lag für viele stets ein besonderer Reiz seiner Persönlichkeit.

Sein politisches Urteil war allgemein geschätzt. Vielfach wurde sein Rat eingeholt. Die drei Kaiser, bei welchen Roth beglaubigt war, haben ihm stets die grösste Wertschätzung entgegengebracht. Speziell der jetzt regierende Kaiser hat ihm sein besonderes Vertrauen geschenkt und ihn in einer schwierigen politischen Lage zu Rate gezogen. Fürst Bismarck hat sich anerkennend über ihn geäussert. (Nach Mitteilungen von hervorragenden Deutschen, die massgebende Stellen inne hatten).

Während seiner ganzen Gesandtschaftszeit besass Roth eine Reihe von treuen Mitarbeitern, denen er ein wohlwollender Chef und aufopfernder Freund war.

Roth besorgte als Gesandter nicht nur seine geschäftlichen Aufgaben, sondern er richtete seine Tätigkeit auch in hohem Masse auf die Menschen, auf das gesellschaftliche Leben. Daran beteiligte er sich aus Wohlwollen zu andern, aus Liebhaberei und aus Pflichtgefühl, da er durch einen ausgedehnten gesellschaftlichen Verkehr viele geschäftliche Vorteile erringen konnte. Dieser führte ihn mit den hervorragendsten Persönlichkeiten des Berliner Adels, der Politik, des Militärs, der Industrie, Kunst und Wissenschaft zusammen.

Dass Roth gesellschaftlich in sehr guten Beziehungen zum deutschen Hofe stand, ist schon erwähnt worden. Von den vier Reichskanzlern Bismarck, Caprivi, Hohenlohe und Bülow verkehrte er am lebhaftesten und freundschaftlichsten mit Caprivi; doch war er auch einmal im kleinen Kreise zu Bismarck geladen, eine Auszeichnung, die der grosse Kanzler selten einem Gesandten eines kleinen Staates zu teil werden liess.

Von den vielen Personen des Adels, des Ministeriums, des auswärtigen Amtes und der fremden Gesandtschaften, mit denen Roth in freundschaftlichem Verkehr stand, mögen u. a. die folgenden genannt werden: Graf Zeppelin,

Herzogin von Sagan, Gräfin Oriolla, Freiherr von Marschall, Falk, Dellbrück, Maibach, Eugen von Röder, Bötticher, Reichard, Hellwig, Baron von Greindl, Dr. Huber, Burckhard, Freiherr von Podewils-Durnitz.

Roth war bei Moltke ein gern gesehener Gast, Moltke fühlte sich im Roth'schen Hause behaglich und nahm jede Einladung an. Der sonst in Gesellschaft schweigsame Feldmarschall scheint sich von Roth angezogen gefühlt zu haben. Gerne unterhielt er sich mit ihm über militärische Angelegenheiten oder über schweizerische Zustände, denen er in der Regel Lob spendete. Ein zwar kleiner, aber für den grossen Feldmarschall vielleicht doch charakteristischer Zug ist es, dass Moltke bei Roth mit Vorliebe das nach Schweizerart gesottene Rindfleisch ass, worüber er der Hausfrau manches Kompliment machte.

Häufig kam Roth mit dem Generalpostmeister Stephan zusammen. Beim Grafen Vallier lernte er die Afrikaforscher Nachtigal und Lenz kennen. Mit besonderer Vorliebe verkehrte Roth in Gelehrten- und Künstlerkreisen. Da hatte er in erster Linie seinen alten Freund Tobler, den ordentlichen Professor für romanische Philologie an der Universität, dann aber knüpfte Roth enge freundschaftliche Bande mit Helmholz, ferner verkehrte er mit seinen früheren Lehrern Dernburg und Mommsen, sowie mit Dir. v. Tschudi und den Professoren Schwendener und Lazarus und lernte auch Dubois-Reymond und Treitschke kennen. Im behaglichen Hause von Professor Gustav Richter war die Kunst heimisch. Dort traf Roth mit Rubinstein, der Patti und andern musikalischen Grössen zusammen.

Dieses ganze gesellschaftliche Leben verschaffte Roth eine ungeheure Menschenkenntnis, die für seine amtliche Tätigkeit von unschätzbarem Wert war. Es brachte, abgesehen von grossen privaten Kosten, neben vielen Ge-

nüssen auch manche Last und Beschwerde mit sich. Nicht selten kamen zwei bis drei gesellschaftliche Verpflichtungen an einem Tage zusammen.

Roth besass das Zutrauen fast aller, die mit ihm verkehrten. Er galt in allen Kreisen als Mann, dem man alles sagen konnte und der selbst nichts ausplauderte. Seine biedere Schweizerart, verbunden mit wohlwollender Güte, kam ihm auch hier zu statten. Wenig sprach er während des Essens; ächt diplomatisch verlegte er sich unterdessen auf's Horchen. Er spann die Diskussion von sich aus häufig nur mit ganz unbedeutenden, aber höflichen Worten weiter. Diese Art Unterhaltung war bei Roth zum Teil berechnete, zum Teil unbewusste diplomatische Schlaueit. Während er freundlich und lächelnd schwieg, erzählten ihm die andern, was er wissen wollte. Nach Tisch erst pflegte Roth lebendiger zu werden und wusste die Gesellschaft mit scharf pointierten drolligen Geschichten zu fesseln, die aber immer den Eindruck der Harmlosigkeit des Erzählers machten, selbst wenn die Anekdoten scharfe Spitzen gegen Personen hatten. Schon äusserlich erschien Roth in den Gesellschaften als einfacher Gentleman oder dann zu Hofe als ehrsammer Offizier, der mit seiner Ordonnanzuniform und seinem schweren Ordonnanz-Artilleriesäbel, an dem Wilhelm I. immer seine besondere Freude hatte, und wodurch er von den üblichen Galamonturen stark abstach, von Anfang an den Eindruck der ehrlichen Schlichtheit machte. Ueberhaupt liebte Roth etwa, hierin den Appenzeller nicht verleugnend, seine Klugheit hinter äusserliche Einfachheit zu verbergen, wodurch ein Fernstehender wohl einmal dazu verleitet werden konnte, seine Bedeutung zu übersehen.

Im ganzen gesellschaftlichen Leben fand Roth eine treue Mitarbeiterin und Begleiterin an seiner Gattin. „Frau Minister Roth hat einen bemerkenswerten Anteil daran,

dass ihr Gatte seinen Posten in so hervorragender Weise ausfüllen konnte. Keineswegs durch eigenes Handeln in diplomatischen oder sonst geschäftlichen Dingen; ihr feines Taktgefühl hat sie gewiss nie bis an die Grenze herangehen lassen, wo ihr Mann sie unbedingt aufgehalten haben würde. Aber wenn sie etwa berufen war, z. B. ihm eine zufällig erscheinende Begegnung mit Jemandem zu vermitteln und wohl auch die gewünschte Stimmung vorzubereiten oder einen Gedanken an den Mann zu bringen, den der Gesandte selbst nicht aussprechen mochte, da besass sie alle Eigenschaften, um solchen Auftrag mit grösstem Geschick auszuführen.

Doch zum wenigsten im angedeuteten Sinne einer Mitwirkenden beim Bühnenspiel, im Zuschauerraum ist sie eine vortreffliche Gehülfin ihres Mannes gewesen; das beste hat sie dadurch geleistet, dass sie den Gemahl, wenn geschäftliche Schwierigkeiten unüberwindlich schienen, den Mut und die Arbeitsfreudigkeit und wenn die physischen Kräfte zu versagen anfiengen, die Arbeitsmöglichkeit durch alle die Mittel zu erhalten wusste, welche einer ebenso gedankenreichen, wie treu besorgten Gattin zur Verfügung stehen.“ (Nach Mitteilungen eines hochgestellten Deutschen, der mit Roth befreundet war).

Zu den Pflichten des Gesandten gehört auch, dass er sich der Schweizer im Auslande annimmt. Roth kam dieser Aufgabe in hervorragender Weise nach. Mit Rat und Tat unterstützte er jeden, der dies von ihm verlangte, und gerade diese Tatsache und seine Herzlichkeit und Freundlichkeit verschaffte ihm wohl am meisten die Popularität, welche er bei allen genoss. So lange seine Gesundheit es ihm erlaubte, fehlte er nie bei einer Beredigung auch nicht des Geringsten der Schweizer-Kolonie in Berlin. Wie das Leid, so teilte er auch die Freude mit seinen Landsleuten. Alljährlich erschien er an dem

von der ganzen Kolonie gefeierten Rütlifest, wo er jeweils einen Toast auf den Kaiser und das deutsche Reich hielt und im zweiten Teil seiner Rede machte er stets einen Appell an den Wohltätigkeitssinn. Er selbst ging in diesem Punkte immer mit dem guten Beispiele voran. Zahlreich sind die Unglücklichen, Armen und Kranken in der Fremde, die von Roth liebevoll unterstützt wurden.

Gerne empfing er die Schweizer bei sich in dem mit feinem Geschmack eingerichteten Hause an der Regentenstrasse. Dort herrschte eine vornehme Behaglichkeit, ein herzlicher freundschaftlicher Ton. Fast alle Schweizer, die nach Berlin kamen, fanden bei ihm gastliche Aufnahme. Mit besonderer Liebe bemühte sich Roth fortwährend um die in Berlin wissenschaftlichen oder künstlerischen Studien obliegenden jungen Leute. Es war kaum ein schweizerischer Student in den Jahren 1877 bis 1904 in Berlin, den er nicht zu Tische gezogen hätte; es gab Semester, in denen gegen hundert Studierende sich bei Roth vorstellten. Er sah in ihnen einen Teil der zukünftigen massgebenden Persönlichkeiten der Schweiz, er wünschte, dass sie das Gefühl bekamen, an ihrem Gesandten in Berlin auf alle Fälle einen festen Rücken zu haben.

Während der Haager Konferenz wurde Roth von einem fast zermalmenden Schicksalsschlage betroffen. Seine jüngere Tochter Fanny, die nach England reisen wollte, starb bei einem Eisenbahnunglück in Vliessingen. Dieser Vorfall war deshalb so schrecklich, weil die Verunglückte längere Zeit unter den Trümmern des zerstörten Eisenbahnwagens blieb, da Niemand wusste, dass jener Wagen einen Passagier enthielt. Trotzdem die Aerzte versicherten, dass der Tod sofort eingetreten sein müsse, konnte Roth den Gedanken doch nie ganz los werden, sein liebes Kind habe vielleicht längere Zeit gelitten.

Von diesem Tage an lastete ein Druck auf seinem Gemüt. Die alte sonnige Heiterkeit trat vor dem Heimweh nach *seiner gutherzigen jugendfrohen Tochter* zurück. Zu ihrem Andenken beschenkte er reichlich das Waisenhaus seiner Heimatgemeinde.

Der Bundesrat bot Roth an, auf die weitere Teilnahme an der Haager Konferenz zu verzichten. Er aber wollte die begonnene Arbeit nicht völlig niederlegen und so zog er denn nach einigen Wochen schmerzlicher Sammlung wieder nach dem Haag. Angestregtes Arbeiten dort und später in Berlin war es denn auch, was ihm über den grössten Schmerz hinüber half.

Abgesehen von diesem allerdings einzigartig schweren Trauerfalle verlief Roth's Privatleben ruhig und ungetrübt. Wohl hatte er, meist in Folge von Ueberanstrengung, die eine und andere Krankheit durchzumachen. Im Grossen und Ganzen wurde er aber auch in dieser Beziehung vom Schicksal gnädig behandelt. Sein mittelgrosser, aber starker Körper war widerstandsfähig, seine mässige Lebensführung hielt ihn gesund.

Seine früheren persönlichen Liebhabereien traten allmählig in den Hintergrund. Musse und Zeit fehlten ihm dazu. Er las fast nur das, was er für seinen Beruf brauchte. Mit der schönen Litteratur konnte er sich beinahe gar nicht abgeben und von seiner lieben Musik, die ihm in der Jugend eine treue Begleiterin gewesen, musste er sich fast völlig lossagen. Hie und da besuchte er Theater und Konzerte, die letztern namentlich dann, wenn schweizerische Künstler auftraten. Roth pflegte also in seinem Privatleben keine Liebhaberei. Sein ganzes Denken und Handeln war auf sein Amt und seine Pflicht gerichtet. Weil er die schwierige Kunst verstand, sich auf sein Gebiet zu beschränken, leistete er so Ausgezeichnetes.

Seinen früheren politischen Ansichten eines massvollen Liberalismus und eines ruhigen Fortschrittes blieb er zeitlebens treu. Fortwährend verfolgte er mit grossem Anteil die Ereignisse im Vaterlande. Religiös war er tolerant. Ein festes Gottvertrauen gab ihm Ruhe und Gleichgewicht auch in den schwersten Stunden.

Herzensbedürfnis war es Roth, den Verkehr mit seinen Freunden aufrecht zu halten. Mit den Jugendgenossen, die unterdessen in hohe Stellungen vorgerückt waren, unterhielt er von Berlin aus Briefwechsel, im Sommer sah er sie in Teufen oder in ihren Heimatorten. Hier sind noch einmal die altbekannten zu nennen: Postdirektor Mayer, Oberst Gessner, Regierungsrat Haffter, Pfarrer Dr. Bion, Bundeskanzler Ringier. Neue Freunde waren hinzugekommen wie die Landammänner Saxer und Seiffert in St. Gallen, Eugster in Speicher, Dekan Heim in Gais, Hardmeyer-Jenny in Zürich u. a. Immer enger wurde Roth's Verhältnis zu seinem Bruder, dem Professor Otto Roth und seiner Familie in Zürich.

Gute Beziehungen unterhielt er stetsfort mit den Mitgliedern des Bundesrates, Bundesgerichtes und der Bundesversammlung, so mit Welti, Droz, Dubs, Ruchonnet, Deucher, Lachenal, Comtesse, Borel, Frey, Morel, Blumer, Gallati, Escher, Köchlin, Künzli, Ador, Odier, und mit seinen schweizerischen Kollegen in Paris, Wien und Rom, den Ministern Kern, Lardy, Aepli, von Claparède, Pioda und Bavier. Mit letzterem, der als jüngerer im Gesandtschaftsdienst, bei Roth sich gern Rat holte, war er besonders befreundet. Wie nahe die beiden einander standen, geht aus den Worten hervor, die Roth nach Bavier's Tod seiner Gattin schrieb: „Kein Kollege stand mir je so nahe, wie der liebe Verstorbene; von keinem derselben erhielt ich so viele Beweise des Vertrauens und treuer Freundschaft wie von Herrn Bavier. Und so stehe ich

denn heute vor einer grossen, sehr grossen Lücke in meinen Beziehungen zu gleichgesinnten Freunden.“

Seine Sommerferien verbrachte Roth alljährlich in seinem lieben alten Heimatorte Teufen, wo er immer die beste Erholung fand. Er pflegte mit väterlicher Sorgfalt seinen blumen- und baumreichen Garten. Oft sah man ihn an heissen Sommertagen mit der Mähmaschine im Garten hantieren.

Roth war ein begeisterter Naturfreund. Ausser seinem Garten war ihm das Spazieren und Bergsteigen während der Ferien das Liebste. Alle schönen Aussichtspunkte der Umgebung wurden aufgesucht. Auf der Fröhlichsegg war er fast täglich zu treffen. Dann aber führten ihn grössere Ausflüge in die Appenzellerberge. Den Säntis hat er nicht weniger als 35 mal bestiegen, aber auch viele andere Berge, wie Altmann, Hohenkasten, Ebenalp etc. wurden besucht. Manchmal unternahm er auch mehrtägige Fussreisen an den Vierwaldstättersee, in's Bündner oder Berner Oberland etc.

Gerne übte Roth seine körperlichen Kräfte und im Steinstossen taten es ihm in seinen jüngern Jahren wenige zuvor. So haben sich die stämmigen Sennen auf der Meglisalp einst nicht wenig geärgert, als der unscheinbare Kulturmensch die stämmigen urwüchsigen Naturburschen beim Steinwerfen überbot.

Sammelte sich Roth durch alle diese körperlichen Uebungen neue Kräfte für die Arbeit, so liess er unterdessen das freundschaftliche und gesellige Leben nicht brach liegen. Sein Haus in Teufen war in der Regel belebt, Verwandte, Freunde und Bekannte waren oft in grosser Zahl miteinander dort zu Gaste. Nur trug das Leben einen ungezwungenen Charakter. Weitherzige Gastfreundschaft zu üben, war Roth Genuss, fast Bedürfnis. Dabei wussten er und seine Gattin, den Gästen das Leben behaglich zu machen.

Während der Ferien besuchte Roth hie und da ein eidgenössisches oder kantonales Fest; fast regelmässig erschien er am St. Galler Jugendfest, sowie an den Hauptversammlungen der appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft.

Im Januar 1902 waren 25 Jahre verstrichen, seitdem Roth als Gesandter in Berlin wirkte. Dieses Ereignisses gedachte man in der Schweiz und in Deutschland. Von allen Seiten liefen Gratulationen, Blumen und andere Geschenke ein, so vom schweizerischen Bundesrat, der Regierung von Appenzell Ausserrhoden, dem deutschen Kaiser, den Mitarbeitern Roth's, den Studenten und den Berliner Schweizer-Vereinen, von vielen Freunden, Verwandten und Bekannten. Am Abend des 15. Januar wurde ein Bankett veranstaltet, an welchem Roth von verschiedenen Rednern, wie Minister von Claparède und Graf Zeppelin gefeiert wurde. In einer improvisierten packenden Rede, in welcher er mehr als gewöhnlich aus sich heraustrat, dankte er. Wenn einmal in seinem Leben, so konnte Roth jetzt sehen, dass er allgemein beliebt und geehrt und dass sein Schaffen geschätzt und gewürdigt war.

Auf das Fest folgte wieder ruhige, stille Arbeit. Zwar suchte Roth mit dem zunehmenden Alter sich nicht mehr allzuviel Neues aufbürden zu lassen, was aber getan sein musste, besorgte er mit der alten sorgsamem Pünktlichkeit.

Den Abschluss seiner letzten Arbeit, der Handelsvertragsunterhandlungen, sollte er nicht mehr erleben. Seit einigen Jahren litt der sonst starke und gesunde Mann an einer Arterienverkalkung, die ihm hie und da eine Beklemmung brachte, ihn aber sonst nur wenig plagte. Er war körperlich nicht mehr so frisch wie früher, geistig aber blieb er noch der gleiche; immer besass er sein klares Urteil, und seine Stetigkeit in der

Arbeit. Gegen sein Leiden unternahm er etwa eine Kur in Ems oder Wiesbaden, trug aber alle Beschwerden ohne die geringste Klage.

Im Frühjahr 1904 packte ihn eine Erkältung, die sich zu einer Lungenentzündung steigerte. Am 31. März legte er sich zu Bette; nach kurzem Krankenlager verschied er am 7. April. Auf seinem Krankenbette gab er sich noch mit den Amtsgeschäften, besonders mit dem Handelsvertrage ab, so dass seine Zeit fast bis zum letzten Augenblicke der Eidgenossenschaft gehörte. Allgemeine Unruhe und Hustenanfälle quälten ihn in den letzten Tagen, sonst scheint er nicht stark gelitten zu haben.

Roth wollte in seinem Heimort Teufen begraben sein. Am 11. April fand in der St. Matthäikirche in Berlin zu seinen Ehren eine Trauerfeier statt, zwei Tage später wurde er unter der Beteiligung der eidgenössischen und appenzellisch-kantonalen Behörden, sowie einer grossen Volksmenge in Teufen beerdigt. Der Ortsgeistliche, Pfarrer Mötteli, hielt die Trauerrede, Bundespräsident Comtesse, Ständerat Isler und Landammann Eugster ehrten den Verstorbenen im Namen des Bundesrates, der Bundesversammlung und der appenzellischen Regierung.

Ein reiches und schönes Leben hat Roth durchgemacht, dessen Inhalt im stillen Wirken bestand. Seine Hauptarbeit glich weniger derjenigen eines Schauspielers auf der Bühne, als vielmehr derjenigen eines Maschinenlenkers hinter den Coulissen, den man nie sieht und dessen ganze Tätigkeit sich im Verborgenen abspielt, den man nicht lobt, wenn er alles recht macht, der sich aber sofort dem Tadel aussetzt, sowie er nur den kleinsten Fehler begeht. Es gehört vielleicht zu Roth's grösstem Ruhm, dass man von ihm wenig gesprochen hat. War seine Tätigkeit als Gesandter nicht so auffallend und dankbar, wie etwa diejenige eines Bundesrates, so war

sie gewiss ebenso aufopfernd und sicher auch von reichem, aber wenig an die Oeffentlichkeit tretenden Nutzen für das Schweizervolk begleitet.

Roth hat, wo er hingestellt wurde, seine Pflicht getan. Er wirkte zum Segen seiner engern Heimat Appenzell und zum Wohle seines ganzen Vaterlandes.

Anmerkungen.

Zu Seite 1.

Ueber Teufen und den Kanton Appenzell am Anfang des 19. Jahrhunderts ist zu vergleichen: Gab. Rüschi, *Historisch-geographische Darstellung des Kantons Appenzell, mit besonderer Berücksichtigung seiner Kuranstalten, Alpengegenden und Industrie.* St. Gallen, 1844, Verlag von J. Tribelhorn. 8°. VI und 296 Seiten.

Ein von Dekan Heim in Gais verfasster Nekrolog über Landammann Johannes Roth steht in den Appenzellischen Jahrbüchern II. Folge, 8. Heft, 2. Abteilung. Trogen, 1877. S. 303 ff.

Vergl. ferner: Alf. Niederer: *Leichenpredigt und Personalien des sel. Landammann und Ständerath Dr. Johannes Roth von Teufen bei dessen Beerdigung am 30. Dezember 1870.* Ohne Druckort. 8°. 12 Seiten.

Zu Seite 3.

Ueber Bluntschli und sein Verhältniss zu Johannes Roth vergl. J. C. Bluntschli, *Denkwürdiges aus meinem Leben.* Nördlingen, 1884, Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung. 3 Bände. I, S. 245, S. 377 f.; II, S. 265; III, S. 173; III, S. 268 f.

1840. „Die Aufregungen und der mancherlei Aerger der letzten Zeit hatten doch meinen sonst gesunden und kräftigen Körper angegriffen. Meine Leber war in ihren Functionen gestört, meine Galle erregt, und die Gelbsucht schwächte meinen Körper und machte meine Nerven äusserst reizbar und empfindlich. In solcher Not suchte und fand ich Hilfe bei meinem Freunde Roth in Teuffen. Sein gastfreundliches Haus war mir offen, und in der engbefreundeten Familie erholte ich mich bald wieder. Die Stille des Landlebens, die frische Appenzeller Luft, die Bewegung im Freien, gute den Umständen angepasste Nahrung und ein ansprechender geistiger Verkehr mit dem hochgebildeten feinfühlenden Manne, dem auch der bekannte Mutterwitz der Appenzeller heimisch war, stellten mich in kurzer Zeit wieder her.“

1870. „In diese gehobene Stimmung am Jahresschlusse 1870 kam nun plötzlich die Trauerkunde von dem Hinscheiden meines Freundes Roth in Teuffen. (27. Dez.) Ich hatte ihn noch im Herbst in seinem neuen Hause besucht und ihn allerdings kränklich gefunden. Wieder war ein Band zerrissen, das mich mit den alten Freunden in der Schweiz verbunden hatte. Es ward einsamer und stiller in dem Kreise.“ III, 268 f.

Zu Seite 5.

Ueber die Musikaufführungen in Teufen vergl. die Konzertberichte in der „Appenzeller Zeitung“ am 6. August 1842 und im „Tagblatt der Stadt St. Gallen“ am 9. August 1842.

Die Schwestern Sabine, Klara und Kathinka Heinefetter aus Mainz waren damals beliebte Opern- und Konzertsängerinnen.

Wilhelm Baumgartner, der bekannte Komponist des Keller'schen „O mein Heimatland“.

Kücken, Friedrich Wilhelm, aus Blekede bei Lüneburg (1810 bis 1882) wurde Hofkapellmeister in Stuttgart; er komponierte viele schlichte beliebte Lieder (u. a. „Ach wie ist's möglich dann“) und zwei Opern: „Die Flucht nach der Schweiz“ und „Der Prätendent“.

Johannes Roth kam auch einmal mit Liszt zusammen. Minister Roth schrieb am 22. April 1903 darüber an Redaktor Bundi in Bern:

Baden-Baden, 22. April 1903.

„Die Bekanntschaft meines verstorbenen Vaters mit Liszt datierte von den Tagen, an welchen letzterer, ich glaube, es war ungefähr in den 40er Jahren, von der zürcherischen Musik-Gesellschaft nach Zürich eingeladen war und bei welchem Anlasse mein Vater von dem Vorstande dieser Gesellschaft gebeten wurde, sich Liszt in gesellschaftlicher Beziehung zur Verfügung zu stellen und kontinuierlich um ihn besorgt zu sein. Dass diese Mission meinem Vater übertragen wurde, dürfte darauf zurückzuführen sein, dass derselbe als grosser Musikfreund bekannt war und mit den leitenden musikalischen Persönlichkeiten Zürichs, worunter Alexander Müller etc., in regem Verkehr stand. Später hat er aber Liszt nie mehr gesehen und korrespondiert hat er mit demselben nur ein einziges Mal, als Liszt ihm die Absendung eines Flügels meldete, den er, Liszt, infolge eines Auftrags meines Vaters, für ihn, in Bonn, ausgewählt hatte. — Auch war Liszt nie bei uns in Teufen.“

Zu Seite 6.

Arnold Roth kam mit 5 Jahren in eine Privatschule, welche von einigen Familien im Dorfe gegründet wurde; das Schulzimmer war im Pfarrhause, die Zahl der Schüler betrug 11—12, der Leiter war ein guter Primarlehrer. Nach 2—3 Jahren ging die Schule ein, worauf Roth die Primarschule im Dorf besuchte.

Ueber Roth's Elternhaus, Jugend und spätere Schicksale ist auch zu vergl. J. Hardmeyer-Jenny, Erinnerung an Minister Dr. Arnold Roth; in der „Schweiz“, 1904, 9. Heft, Seite 209 ff.

Ueber die Appenzell A. Rh. Kantonsschule in Trogen vergl. Dekan Heim, Zur Geschichte der Kantonsschule in Trogen, im Programm für das Schuljahr 1874/75. Trogen, Druck von Bächinger & Kübler, 1875. S. 21 ff.

Das Leben im Trogener Pensionat war von einer spartanischen Einfachheit, nur stand an Stelle der schwarzen Suppe fast täglich ein Maisbrei auf dem Tische. Ein Kamerad Roths schrieb mir darüber: „Im Konvikt konnte sich A. Roth mit uns in grosser Einfachheit und Genügsamkeit üben. Bei dem billigen Pensionspreis war die Verpflegung entsprechend bescheiden, wie heutzutage wohl in keinem Konvikt mehr.“

Zu Seite 13.

Ueber Roth's Dienstleistungen gibt nachstehende Tabelle Auskunft:

Zu Seite 14.

Wie ernst es Roth war, als er sich in die französische Sprache einarbeitete, zeigt die folgende Stelle aus einem Briefe an Haffter:

Mon chère ami,

„Si je t'écris aujourd'hui en français, ce qui t'étonnera peut-être, ce n'est que pour te montrer, combien je me donne de la peine pour profiter de mon séjour à Paris. Tu connais du reste Paris et tu sais que ce n'est que par l'expulsion de la Conversation et de la Correspondance allemande, que nous „têtes carées“ comme les Français veulent bien nous appeler, arrivons à notre but.“

Paris, le 6 juin 1861.

Tout à toi

A. Roth.

Diensteintritt			Dienstaustritt			Dienstleistungen.	Zahl der Diensttage
Kantonaler Dienst.							
1858						Artillerie-Rekrutenschule Thun als Aspirant I. Klasse	42
1858						Truppenzusammenzug Luziensteig als Ordonnanz des Herrn Kommandanten, Hans Wieland von Basel	21
1859						Rekrutenschule in Zürich, freiwilliger Dienst als Train-Unteroffizier	21
1859						Besuch der Centralschule als Artillerie-Aspirant II. Klasse	63
1859						II. Unterlieutenant der Artillerie.	
1859	August					Truppenzusammenzug bei Aarburg als Ordonnanz- Offizier des Herrn Obersten Wieland.	
	"						
Eidgenössischer Dienst.							
1861	März	14				Zum Oberlieutenant im eidg. Generalstab ernannt.	
1861	August	5	1861	August	26	Truppenzusammenzug im Hochgebirge	23
1863	September	4	1863	September	22	Adjutant des Oberinstruktors b. Truppenzusammen- zug im Ober-Aargau	22
1864	März	23				Zum Hauptmann im eidg. Generalstab ernannt.	
1868	Mai	3	1868	Juni	14	Centralmilitärschule in Thun	43
1869	April	13				Zum Major befördert.	
1873	"	9				Zum Oberstlieutenant befördert.	
1875	September	11				Zur Disposition des Bundesrates.	
1888	Januar	27				Zum Oberst befördert.	

235

Zu Seite 15.

Ueber Minister Kern, siehe Kern, Politische Erinnerungen 1833 bis 1883. Frauenfeld, J. Hubers Verlag, 1887. 80. 343 Seiten.

Ueber Napoleon III. und die französische Geschichte seiner Zeit vergl. Constantin Bulle, Geschichte der neuesten Zeit 1815—1885. Berlin, Verlag von Leonhard Simion, 1888. 4 Bände.

Zu Seite 17.

Ueber den schweizerisch-französischen Handelsvertrag am 15. Juli 1864 vergl. Schweizerisches Bundesblatt, 26. Juli, 1864, S. 253.

Zu Seite 19.

Die beiden folgenden Briefe geben Einsicht in Roth's Tätigkeit auf dem politischen Departement in Bern. Der erstere zeigt zugleich, wie hoch Minister Kern die Arbeit Roth's schätzte.

Minister Kern an Roth, Sekretär des politischen Departements.
Paris, le 10 avril 1869.

„Je vois avec plaisir que des occupations très intéressantes et importantes vous attendent à votre nouveau poste, ce dont j'étais du reste convaincu d'avance.“

„Je profite de cette occasion pour vous répéter par écrit l'expression de mes sentiments de profonde reconnaissance pour les excellents services que vous avez rendus à ma Légation pendant votre séjour à Paris, et pour l'empressement que vous avez manifesté en toute occasion pour m'être utile et agréable dans l'exercice de vos fonctions. Le temps que nous avons passé ensemble me laisse pour le reste de ma vie les meilleurs souvenirs. Je désire vivement que votre nouvelle position vous offre tout ce que vous en attendez, et j'en suis d'avance pleinement convaincu.“

Roth an Minister Kern.

Berne, le 17 avril 1869.

„Je vous remercie de votre aimable et amicale lettre du 10 de ce mois et je vous réitère les plus sincères remerciements pour toutes les bontés que vous avez eues pour moi pendant mon séjour à Paris.

Me voilà donc en position depuis lundi, 12, M. Welti m'a fait un accueil très bienveillant et a déjà commencé à m'abandonner une partie de ses affaires. Notre département n'a pas d'archives, pas de contrôle, tous les dossiers sont dispersés et lorsqu'il s'agit

de traiter une affaire, il faut aller consulter nombre de conseillers fédéraux et secrétaires, parcourir les procès-verbaux du Conseil fl. etc etc. En un mot le service n'est nullement organisé, c'est pour ainsi dire un bureau ambulante qui prend tous les ans avec le changement de la présidence une autre couleur.

Je dois donc avant tout organiser un service régulier et cela n'est pas chose facile. Lutscher n'avait pas le temps de s'en occuper, il se prit tout bonnement à sa mémoire et à son expérience. Mais pour moi qui arrive au Palais fl ce service régulier et une condition sine qua non. Il est du reste aussi dans l'intérêt des affaires et je suis sûr que tout le monde sera bien aise lorsque je serai parvenu à mettre de l'ordre dans la chancellerie de notre Département.

Ainsi mon temps et pour le moment absorbi par cette organisation, ce qui ne m'empêche cependant pas de traiter tous les jours aussi quelques affaires courantes.“

Soyez assez bon de présenter mes salutations à mes anciens collègues, ainsi qu'aux personnes qui voudront bien vous demander de mes nouvelles et agréez, Monsieur le Ministre, l'assurance renouvelée de ma plus haute considération et de mon sincère dévouement.

Zu Seite 20.

Zu Chenevière's und Roth's Reise nach Paris ist zu vergleichen „Bericht der Abgeordneten nach Paris an den schweizerischen Bundesrath, 24. Februar 1871. 8°. 16 Seiten; und

La Colonie Suisse à Paris pendant le Siège. Paris, Imprimerie V^e Poitevin, Éthion-Péron & Cie. 1871. 8°. 37 pages.

Zu Seite 24.

Ueber Roth's Tätigkeit als Landesstatthalter, Landammann und Mitglied des Kantonsrates sind zu vergleichen: Die Protokolle der Standeskommission aus den Jahren 1871—1877 im Kantonsarchiv in Herisau.

Das „Amtsblatt des Kantons Appenzell der äussern Rhoden.“ Herisau, Druck der M. Schläpfer'schen Buchdruckerei. 1871—1877.

„Staats-Kalender des Kantons Appenzell A. Rh.“. Herisau. 1871—1877.

„Appenzeller Zeitung“. Druck und Verlag von M. Schläpfer in Herisau. 1871—1877.

Roth's Aemter von 1871—1877.

I. Landesstatthalter	1871—72
Stillstehender Landammann	1872—73
Regierender „	1873—75
Stillstehender „	1875—77
Militärkommission	1871—77
	Präsident 1872—77
Landesschulkommission	1871—77
	Präsident 1872—77
Kirchenkommission	1871—77
Präsident der Justizkommission	1872—73
Ehegerichtskommission	1871—75
Präsident des Kantonalverhörarnes	1871—77
Mitglied des Kantonsrates	1871—77
	Präsident 1873—75
Präsident des Revisionsrates	1875—76
Mitglied des Ständerates	1871—77

Zu Seite 25.

Roth's Amtsgenossen in der Standeskommission von 1871—77 waren:

J. U. Sutter (Bühler), Dr. A. F. Zürcher (Herisau), J. M. Meyer (Herisau), D. Hofstetter (Gais), H. Kellenberger (Heiden), H. A. Tanner (Herisau), J. G. Tanner (Herisau), Dr. Ch. Graf (Teufen), J. Eugster (Speicher), J. J. Hohl (Herisau), J. K. Sonderegger (Heiden), J. M. Steiger (Herisau), J. Walser (Teufen), J. J. Graf (Wolfhalden).

Roth hielt an den Landsgemeinden der Jahre 1873, 1874 und 1875 die offizielle Landammannrede. Im Jahre 1873 vertrat er den abwesenden Landammann J. U. Sutter. Die Reden sind abgedruckt

Appenzeller Amtsblatt 1873, Seite 141 ff.

„ „ 1874, „ 146 ff.

„ „ 1875, „ 185 ff.

Ueber Roth als Landammann schrieb mir Hr. Ständerat J. J. Hohl unter anderm: „Roth's Auftreten in den Sitzungen, in Volksversammlungen und an den Landsgemeinden war fest und entschlossen, sein Organ gut und leicht verständlich, seine äussere Erscheinung imponierend. In den Jahren, in denen ich ihn kannte, war er meistens guten Humors, unterhaltend, lebhaft und immer lebenswürdig. Seinen Abschied aus dem Kanton und deren Aemtern nahm er ernst“.

Zu Seite 28.

Ueber die Schulanträge vergl. Amtsblatt 1872, S. 241 f.

Ueber die Versammlung im Waldstatterbade vergl. die „Appenzeller Zeitung“, Januar und März 1873.

Ueber die Abstimmung, Amtsblatt 1873, S. 160; „Appenzeller Zeitung“ 1873, 28. April.

Zu Seite 29.

Das Gesetz über den Militärpflichtersatz siehe Amtsblatt 1873, Seite 156.

Zu Seite 30.

Ueber die Errichtung einer Kantonalbank vergl. Amtsblatt 1875, Seite 199.

Zu Seite 31.

Ueber Roth als Ständerat sind die Protokolle des Ständerates (1871—77) im Bundesarchiv in Bern zu vergleichen. Kurze Berichte enthält auch die „Appenzeller Zeitung“ jener Jahre. Ein stenographisches Bulletin gab es damals noch nicht.

Zu Seite 32.

In die Verfassungsrevision führt ein: „Die Berathung der Bundesrevision im Ständerath im Januar und Februar 1872. Nach den Referaten des „Bund“ zusammengestellt. Bern, Druck und Verlag von Jent & Reinert, 1872. gr. 8°. 209 Seiten.“

Zu Seite 35.

Ueber den Appenzellischen Volksverein vergl. die „Appenzeller Zeitung“ vom Frühling 1873 an.

Zu Seite 38.

Protokoll der Verhandlungen des Revisionsrathes. Beilage zum Amtsblatt von Appenzell A. Rh., 1., 2. und 3. Heft. 8°. 314 Seiten. (Ohne Druckort und Jahreszahl).

Verfassung für den Kanton Appenzell A. Rh. Ergebnis der ersten Berathung des Revisionsrates vom 29. November bis 2. Dezember 1875. 23 Seiten. 8°.

Verfassung für den Kanton Appenzell A. Rh. Entwurf des Revisionsrathes zur Vorlage an die ehrs. Landsgemeinde vom 30. April 1876. 21 Seiten. 8°. Dazu als Beilage:

Der Revisionsrath des Kantons Appenzell A. Rh an die stimmberechtigten Einwohner des Kantons. 26 Seiten. 8°.

Verfassung für den Kanton Appenzell A. Rh. Entwurf des Revisionsrathes zur Vorlage an die ehrs. Landsgemeinde im Oktober 1876. 20 Seiten. 8°. Dazu als Beilage:

Der Revisionsrath des Kantons Appenzell A. Rh. an die stimmberechtigten Einwohner des Kantons. 11 Seiten. 8°.

Zu Seite 39.

Ueber Roth's Tätigkeit in der appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft vergl. die „Auszüge aus den Protokollen der Hauptversammlungen“ in den Appenzellischen Jahrbüchern 1873, 1877 und 1879, ferner:

Heim, Zur Geschichte der appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft, Appenzellisches Jahrbuch 1883.

Zu Seite 44.

Ueber die neuern deutschen Verhältnisse sind zu vergleichen: Bruno Gebhardt, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Berlin, 1901, Verlag Siegfried Cronbach. 159 Seiten, und

Karl Lamprecht, Zur jüngsten deutschen Vergangenheit. Freiburg i. B., Verlag von Hermann Heyfelder. 1904. 761 Seiten.

Die politischen Beziehungen der Schweiz zu Deutschland in den Jahren 1886—1904 behandelt Hilty in seinen Politischen Jahrbüchern der schweizerischen Eidgenossenschaft. Bern, Druck und Verlag von K. J. Wyss. 1886—1904.

Zu Seite 45.

Liste der deutschen Reichskanzler, Staatssekretäre und Unterstaatssekretäre des Auswärtigen Amtes des Deutschen Reiches von 1877—1904:

1877. Reichskanzler: Fürst von Bismarck.

Staatssekretär: von Bülow.

1878. Idem.

1879. Idem.

1880. Idem.

1881. Reichskanzler: Fürst von Bismarck.
Staatssekretär: vakant.
Unterstaatssekretär: Dr. Busch.
1882. Idem.
1883. Reichskanzler: Fürst von Bismarck.
Staatssekretär: Graf von Hatzfeldt-Wildenburg.
Unterstaatssekretär: Dr. Busch.
1884. Idem.
1885. Idem.
1886. Reichskanzler: Fürst von Bismarck.
Unterstaatssekretär: Graf von Bismarck-Schönhausen
1887. Reichskanzler: Fürst von Bismarck.
Staatssekretär: Graf von Bismarck-Schönhausen.
Unterstaatssekretär: Graf von Berchem.
1888. Idem.
1889. Idem.
1890. Idem.
1891. Reichskanzler: Graf von Caprivi.
Staatssekretär: Freiherr Marschall von Bieberstein.
Unterstaatssekretär: Freiherr von Rotenhan.
1892. Idem.
1893. Idem.
1894. Idem.
1895. Reichskanzler: Fürst Hohenlohe.
Staatssekretär: Freiherr Marschall von Bieberstein.
Unterstaatssekretär: Freiherr von Rotenhan.
1896. Idem.
1897. Idem.
1898. Reichskanzler: Fürst Hohenlohe.
Staatssekretär: Graf von Bülow.
Unterstaatssekretär: Freiherr von Richthofen.
1899. Idem.
1890. Idem.
1901. Reichskanzler: Graf von Bülow.
Staatssekretär: Freiherr von Richthofen.
Unterstaatssekretär: von Mühlberg.
1902. Idem.
1903. Idem.
1904. Idem.
-

Zu Seite 46.

Ueber den deutsch-schweizerischen Handelsvertrag des Jahres 1881 vergl. Schweizerisches Bundesblatt 1881, III, S. 453.

Zu Seite 47.

Ueber den Zusatzvertrag von 1888 vergl. Schweizerisches Bundesblatt 1881, IV, 15. Dezember.

Ueber das am 21. Dezember 1881 abgeschlossene Zusatzprotokoll zum Niederlassungsvertrage v. 27. April 1876 siehe Bundesblatt 1882, III, S. 457.

Zu Seite 48.

Die Entstehung der Gotthardbahn ist behandelt in: Hans Weber, Bundesrat Emil Welti. Aarau, Druck und Verlag von H. R. Sauerländer & Co. 1903. S. 43 ff. Hier ist auch der Brief Bismarck's an Roth gedruckt.

Zu Seite 50.

Gesandtschaftsberichte und Briefe, welche Roth nach Bern schrieb, können hier keine wiedergegeben werden, da der h. Bundesrat der Ansicht ist, „dass Korrespondenzen eines Mannes, welcher, wie Minister Roth einen Vertrauensposten bekleidet hat, erst geraume Zeit nach seinem Tode dem Publikum zugänglich gemacht werden dürfen.“

Einen Einblick in die Arbeit der Gesandten gibt E. Röthlisberger in dem Werke: „Die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert“, herausgegeben von Paul Seippel. Verlag von Schmid & Franke in Bern und F. Pagot in Lausanne. 1899. Bd. I, S. 589 ff.

Zu Seite 71.

Ueber den Handelsvertrag mit dem Deutschen Reich und Oesterreich-Ungarn vom 10. Dez. 1891 siehe Schweizerisches Bundesblatt 1892, I, S. 137.

Ein Brief Roth's, der zum Teil über Handelspolitik handelt, möge hier angeführt werden. Er zeigt zugleich, wie Roth die politischen Ereignisse in Deutschland und in der Schweiz mit Interesse verfolgte.

Berlin, 24. Dezember 1893.

„Politisch geht dermalen nichts von Belang vor, d. h. hier nichts von besonderer Bedeutung für uns, und so kann ich die Rolle des ruhigen Zuschauers spielen. Um die gegenwärtige Situation im Innern sind Caprivi und Marschall nicht zu beneiden. Die Conservativen, bezw. Agrarier benehmen sich, der Handels-Politik der Regierung wegen, wie toll und es ist noch keineswegs gesagt, dass der in Sicht stehende Vertrag mit Russland vom Reichstage angenommen werden wird. Die Agrarier regaliren die öffentliche Meinung ausschliesslich mit Schlagwörtern und waren neulich im Reichstage nicht im Stande, auch nur eine einzige ihrer Behauptungen mit statistischem Material zu bekräftigen, während Marschall für Alles untrügliche Beweise beibrachte. Die Welt wird ja aber sehr oft durch Schlagwörter regiert. Das erfahren wir gelegentlich auch bei uns, in Helvetien.“

„Ob unsere Bundesväter im März wohl den nöthigen Schneid haben werden, dem bundesrätlichen Entwurf eines Gesetzes gegen die Anarchisten in der Hauptsache zuzustimmen? Ich bin diesbezüglich nichts weniger als vertrauensduselig. Zu den Freiheits-Helden werden sich zweifellos noch eine Anzahl Doctrinäre gesellen, mit dem bekannten horror vor Ausnahmsgesetzen und dann dürfte unterdessen die demokratische Presse auch noch einen Höllen-Lärm in Szene setzen. Enfin, nous verrons.“

Zu Seite 72.

Zur Sanitätskonferenz in Dresden vergl. Bundesblatt 1893, III, S. 159 u. V, S. 239.

Zu Seite 77.

Ueber die Haager Konferenz vergl. Hilty, Politisches Jahrbuch 1899, S. 364 ff.

Ueber den am 12. November 1904 abgeschlossenen Zusatzvertrag zum Handels- und Zollvertrag zwischen der Schweiz und dem Deutschen Reiche siehe die Botschaft des Bundesrates an die Bundesversammlung vom 24. Februar 1905.

Ueber die Beteiligung Roth's an den Handelsvertragsunterhandlungen schrieb mir Herr Nationalrat A. Künzli: „Herr Roth beteiligte sich nicht an dem Markt über die Tarifsätze, wohl aber an der Beratung des Vertragstextes. Auch verstand er es, auftauchende

Schwierigkeiten zu beseitigen. Herr Frey und ich bedauerten bei der Fortsetzung der Verhandlungen in Luzern öfter, der Mitwirkung und des Rats von Herrn Minister Roth entbehren zu müssen.“

Zu Seite 78.

In Roth's Arbeitseifer bekommen wir durch die folgende Stelle aus einem Briefe von Herrn Kanzleisekretär Gygax einen Einblick:

„Roth besass einen unermüdlichen Arbeitsgeist. Alle Geschäfte mussten stets prompt erledigt werden und er selbst legte in ganz erspriesslicher Weise Hand ans Werk. Da die Gesandtschaftskanzlei in seiner Wohnung untergebracht war und er infolgedessen sämtliche Akten stets zur Hand hatte, so erledigte er sehr oft wichtigere Geschäfte noch in später Abendstunde, so dass man sie am folgenden Morgen nur noch zu registrieren brauchte. Er war im allgemeinen stets in heiterer, aufgeräumter Stimmung. Oft piff er denn zwischen der Arbeit still vergnügt und leise für sich hin. Gerne steckte er sich bisweilen auch eine feine leichte „Havanna“ an, ohne sich daraus eine leidenschaftliche Gewohnheit zu machen.“

Zu Seite 79.

Die folgenden Auszüge aus Briefen hervorragender Politiker in Berlin zeigen, wie man im Ausland über Roth urteilte:

„Sein ruhiges, klares, auf vielseitiges Wissen und reiche Erfahrung gegründetes Urteil machte ihn zu dem gern befragten Berater vieler Kollegen im diplomatischen Korps. Ein nie versagender feiner Takt und die gewissenhafteste Diskretion zeichneten ihn aus. In der bescheidenen Schlichtheit seines Wesens ähnelte er Moltke, welcher sich auch im Roth'schen Hause besonders wohl zu fühlen schien. Die hohe Wertschätzung, welche Roth persönlich bei den deutschen Kaisern, wie bei dem Fürsten Bismarck und dessen Nachfolgern genoss, hat es ihm als schweizerischen Gesandten wesentlich erleichtert, die Ansprüche der Eidgenossenschaft unter oft sehr schwierigen Umständen mit Erfolg zu vertreten.“

*

*

*

„Ich habe unzählige Male mit dem Minister Roth über politische Fragen gesprochen und mich an seinem sichern Urteil erfreut. Aber nur ein Mal, nämlich im Jahre 1889 betreffs des Wohlgemuth-Falles, hatte ich Gelegenheit, mit Herrn Roth geschäftlich zu verhandeln.

Ich gewann damals die Ueberzeugung, dass die liebenswürdige, ruhige Festigkeit, welehe sein geselliges Auftreten charakterisierte, ihn auch bei Verhandlungen heikler Natur nicht verliessen. Wenn ich mir sein Bild zurückrufe, so treten als die Hauptzüge hervor: Takt, Zuverlässigkeit, Klarheit, Umsicht.“

* * *

„Il estimait que son rôle était de prévenir et d'aplanir les difficultés entre son pays et celui où il était accrédité. Plus d'une fois il a réussi à arranger à l'amiable des affaires qui traitées avec moins de tact et de délicatesse eussent pu devenir graves et il a toujours su le faire sans rien sacrifier des droits, des intérêts et de la dignité de la Suisse.“

„Il avait acquis dans sa longue carrière une somme de connaissances techniques notamment en droit international et en économie politique qui donnaient à ses avis une valeur toute particulière.“

Zu Seite 80.

Verzeichnis derjenigen diplomatischen Beamten und Kanzlei-Sekretäre, welche unter Minister Roth auf der Gesandtschaft in Berlin gearbeitet haben.

1. *Alfred de Claparède*, Dr. jur., von Genf (Attaché 1869, Legationsrat 1873), verliess die Gesandtschaft 1888, als er nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika als Gesandter versetzt wurde.
2. *Carl Cristoph Burkhardt*, Dr. jur., von Basel, Attaché 1885 Sekretär 1886. Abschied genommen 1887.
3. *Leonhard Fininger*, Dr. jur., von Basel, Attaché 1886, 1. Sekretär 1888, Abschied genommen 1894 als Legationsrat.
4. *Emil Cellerier*, von Genf, Attaché von 1888—1889.
5. *Charles C. Tavel*, Licenciat der Rechte, von Payerne, Attaché 1890, 1891 als Sekretär nach Washington versetzt, 1894 wieder nach Berlin ernannt, 1896 Legationsrat, starb in Berlin, Dezember 1897.
6. *Anton Suter*, Dr. jur., von Kremmenau, Attaché 1890 bis 1891.
7. *Celestin Hornstein* v. Fontenais sur Villars, 1892. Abschied 1893.
8. *Alphonse Dunant* von Genf, Attaché 1894—1897. Versetzt nach Paris und später nach Bern mit dem Rang eines 1. Sekretär. Adjunkt des Sekretärs des politischen Departements, jetzt Legationsrat in Paris.

9. *Lucien Cramer*, Dr. jur., von Genf, 1896—1897 2. Sekretär.
10. *Leo Vogel*, Dr. jur., von Zürich, 1. Legationssekretär 1898. Legationsrat 1899, als Gesandter nach Washington versetzt Ende 1904.
11. *Bringolf, Hans*, Dr. jur., von Unterhallau, Schaffhausen, Attaché 1899 bis 1901.
12. *de Pury, Arthur*, Dr. jur., von Neuchâtel, Attaché 1902. Als Sekretär nach Washington versetzt Ende 1904.

Kanzleisekretäre.

1. *Zeindler, Julius*, von Bellikon, Kanzleisekretär 1898, starb in Berlin 1902.
2. *Gygax, Fritz*, von Seeberg, Kanzleisekretär seit 1902.

Wie anhänglich Roth seinen Mitarbeitern gegenüber war, zeigt der folgende Brief an Haffter:

Berlin, 30. Dezember 1897.

Mein Lieber!

„Wir hatten trübe Weihnachten. Der am 21. d. Mts. erfolgte plötzliche Hinschied meines Legationsrates Tavel, der wie der Sohn unseres Hauses war, hat uns tief betrübt; er starb an einem Herzschlag und wurde am 22. früh tot im Bett gefunden. Am 21. war er noch den ganzen Tag munter auf der Gesandtschaft.“

„Meiner Frau und mir geht es gesundheitlich im grossen ganzen gut. Nur hat uns der Todesfall Tavel gemüthlich und infolgedessen auch physisch momentan recht intensiv zugesetzt.“

„Mit herzlichsten Grüssen von Haus zu Haus

Dein alter

Roth.“

Die grosse Zahl der gesellschaftlichen Anlässe, die Roth mitmachte, ist aus seinen Notizbüchern ersichtlich, in welchen er jeweils die an einem Anlass beteiligten Personen aufzeichnete. Diese Hefte sind fast das einzige handschriftliche Material, das Roth über sein Leben zurückgelassen hat.

Eine kleine Geschichte aus dem Leben Kaiser Wilhelms I. möge hier ihren Platz finden. Der alte Monarch erzählte Frau Minister Roth einst, wie er auf der Brautschau beinahe ertrunken wäre, als er incognito über den Bodensee fahren wollte und in einen Sturm geriet; noch rechtzeitig sei ihm von Friedrichshafen aus Hilfe gesandt worden.

Zu Seite 83.

Ueber Roth's Verhältnis zur Schweizerkolonie in Berlin vergl. auch den Roth-Nekrolog im Korrespondenzblatt für die Schweizer und Schweizervereine im Auslande. Berlin, 15. April 1904.

Zu Seite 86.

Wie Roth an den politischen Ereignissen, die in der Schweiz vorgiengen, teilnahm, geht aus dem folgenden Briefe hervor, den er nach den St. Galler Regierungsratswahlen am 30. April 1894 an Mayer schrieb:

Berlin, 30. April 1894.

„Nun habt Ihr ja Eure Regierung. Brillant ist die Sache für die Liberalen leider nicht ausgefallen. Wäre mir die Sache gleichgültiger, als es der Fall ist, so könnte ich mich verleiten lassen, das bekannte „jedes Volk hat die Regierung, die es verdient“ zu zitieren. Wo liegt eigentlich der Grund hiefür, dass die Liberalen bei Euch nicht mehr recht aufkommen können? Ganz unverschuldet wird diese *décadence* kaum sein. Wird nicht etwa ein bischen zu sehr nach der alten Schablone und zu doktrinär Politik getrieben?“

Einen Beitrag zu Roth's religiösen Ansichten gibt der folgende Brief an Pfarrer Bion aus dem Jahre 1877:

„Besten Dank für die freundliche Zusendung Deiner Bettagspredigt. (Zürich, Druck und Verlag von Fr. Schulthess, 1879). Ich habe dieselbe heute Sonntag Vormittag in aller Ruhe und mit dem grössten Interesse gelesen, die von Dir entwickelten Gedanken entsprechen ganz meinen ethischen und religiösen Anschauungen. Die gleichen Grundprinzipien haben mich geleitet, als es sich im besondern darum handelte, bei uns im Kanton Appenzell die kirchlichen Zustände auf dem Verfassungswege neu zu ordnen, bei welcher Gelegenheit die Indifferenten, welche sich oft gerne mit dem Titel Reformers schmücken, mit aller Gewalt das Bollwerk der Landeskirche niederreissen und gerne amerikanische Zustände herbeiführen wollten. Man merkte eben auch hiebei die Absicht und wurde verstimmt. Auch auf dieser Seite wurde in ganz oberflächlicher Weise das *Raisonnement* geltend gemacht, jeder Versuch, das religiöse Leben unseres Volkes zu heben, indem man es mit dessen rein bürgerlichen Pflichten in Verbindung bringe, sei ein Verrat an der durch die neue Bundesverfassung gewährleisteten Glaubensfreiheit u. s. w. Und doch liegen die Sachen für jeden nur einigermassen religiös Gebildeten so einfach. Was wäre unser sonst so prosaisch angelegtes

Appenzellervolk, wenn wir es nicht durch die Kirche, durch das Band der religiösen Gemeinschaft hie und da entnüchtern könnten, wohin würden wir kommen, wenn wir in vollständiger Verkennung unserer Geschichte und der noch heute bei einem grossen Teil unseres Volkes herrschenden Denkungsweise dem bei verschiedenen „sogenannten Reformern“ beabsichtigten Zerstörungswerke unsere Hand geliehen hätten? Diesen Herren ist überhaupt alles und jedes religiöse Leben ein Dorn im Auge, aber ihre Rolle der Negation ist bald ausgespielt. Glaube ja nicht, dass ich meinen reformerischen Grundsätzen untreu geworden sei, keine Idee davon. Ich bin wärmer als je für eure Ideen eingenommen, es eckelt mich aber an, wenn man die Reform als Deckmantel des Indifferentismus benutzt und das geschieht eben auch bei Vielen in unserem Kanton. Diese zweifelhaften Elemente stehen ebenso, wie die verbissenen und selbstgefälligen Strenggläubigen, in diametralem Widerspruche mit unserer Auffassung über den religiös-vaterländischen Beruf unseres Volkes.“

Wie anhänglich und dankbar Roth seinem frühern Chef, Minister Kern, auch noch in Berlin blieb, zeigt der folgende Brief:

Berlin, den 29. November 1883.

Hochgeachteter Herr Minister!

Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für die schöne Ueberraschung, welche Sie mir durch die freundliche Zusendung Ihres so wohlgelungenen Bildes bereitet haben.

Dieser Stich ist sowohl vom künstlerischen Standpunkte aus, als auch betreffend Aehnlichkeit ein Meisterwerk.

Zu diesen beiden Vorzügen tritt natürlich bei mir das pretium affectionis prädominirend hinzu.

Welch' schöne Erinnerungen knüpfen sich nicht für mich hieran! Ich lebe die 9 Jahre auf's Neue durch, welche ich unter Ihrer freundschaftlichen und geistig so anregenden Leitung in Paris zugebracht habe.

Und wie folgewichtig war für meine Zukunft jene Pariser Zeit, ohne dass ich es damals ahnte! Sieben Jahre schon lebe ich nun in Berlin und habe hier ein Arbeitsfeld gefunden, welches mir für die Dauer unstreitig in jeder Beziehung besser angepasst ist, als meine frühere Wirksamkeit in meinem Duodezkanton und in dem militanten Kleinleben der schweizerischen Politik.

Alles das verdanke ich nicht zum geringen Teil dem Einflusse, welchen der geistige Verkehr mit Ihnen auf mich ausgeübt und auch nach dieser Richtung ist mir Ihr Bild eine liebe Erinnerung.

† Ständerat Dr. Ph. Mercier

-t- Glarus, 17. Januar.

Die Nachricht vom unerwartet raschen Tode von Ständerat Dr. jur. Philipp Mercier hat beim Glarner Volk einen tiefen Eindruck hinterlassen. Man empfindet schmerzlich, wie viel das Land verloren hat. Im Alter von erst 62 Jahren ist ein Staatsmann dahingegangen, der im politischen, administrativen, richterlichen und militärischen Leben eine bedeutsame Rolle zu spielen berufen war, ein Mann von absolut integrem Charakter, von größter Gewissenhaftigkeit und Ueberzeugungstreue und unbedingter Zuverlässigkeit. Ständerat Dr. Mercier war eine Persönlichkeit, dem das Schicksal es ermöglichte, sich voll und ganz in den Dienst des Vaterlandes zu stellen, uneigennützig, unbedingt, getragen nicht bloß vom Zutrauen seiner politischen Freunde der freisinnigen Weltanschauung, sondern vom Zutrauen des ganzen Volkes. Die wertvollen staatsmännischen Tugenden wurden ihm in die Wiege gelegt; staatspolitisches Denken waren Erbe von väterlicher und mütterlicher Seite. Sein Geist war geweitet durch zwei Kulturen, die er in sich vereinigte. Hatte doch sein Vater die Familie von Lausanne nach Glarus verpflanzt, aus einem Geschlecht entstammend, das in der dortigen Heimat führende Männer stellte. Nicht bloß durch dessen familiäre Bande mit der Familie Heer, die seit 1798 in Glarus regierende Landammänner stellte, sondern auch dank seiner eigenen Tüchtigkeit gewann er rasch das Vertrauen seiner Mitbürger. Er stieg zum Landesstatthalter auf, trat einige Zeit in diplomatischen Dienst und wurde Ständervertreter in Bern. Sein Schwiegervater war der nachmalige Bundespräsident Dr. Joachim Heer gewesen, dem leider nur eine kurze Laufbahn beschieden war.

Die Grundlagen zu seiner beruflichen Tüchtigkeit holte Ständerat Dr. Mercier an den Universitäten Berlin, Zürich, Bern und Heidelberg. Mit 24 Jahren schon trat er ins politische Leben seiner Heimatgemeinde ein; seine politische und militärische Karriere war ein ununterbrochener Aufstieg. Die Führung der verschiedenen Ämter — Stadtpräsident von Glarus, Präsident des Augenschein- und Obergerichts, Ständerat und Minister in Berlin, München und Stockholm — machte er sich nicht leicht. Im kantonalen wie eidgenössischen Parlament gehörte er zu den eifrigsten Mitgliedern. Seine Voten zeugten in all den Jahrzehnten — er war 1935 im Landrat wie im Ständerat zum rangältesten Mitglied aufgerückt — von gründlichem Studium und Vorbereitung. In Bern war er Mitglied verschiedener wichtiger Kommissionen, der Zolltarif- und Finanzkommission; er präsentierte die ständige Militärkommission. In der schweizerischen Gruppe der Interparlamentarischen Union führte er langezeit den Vorsitz. Im richterlichen wie militärischen Wirken war er von strenger Rechtfertigkeit, peinlich genauer Pflichterfüllung und bewundernswerter Gewissenhaftigkeit. Seine Verwendung auf militärischem Gebiet war entsprechend seinen Fähigkeiten eine vielseitige; er war sich aber auch der Verantwortung seiner Aufgaben bewußt.

Der Ruf auf den Ministerposten in Berlin ist ihm nicht leicht gefallen. Er stellte jedoch seine privaten Interessen hinter jene des Landes, als er die Nachfolge des zum Bundesrat gewählten Ministers Dr. Haab antrat. Seine Tätigkeit fiel in die kritische Zeit zu Ende des Weltkrieges und des Umsturzes, machte er doch seinen Antrittsbesuch 1918 bei Kaiser Wilhelm II., seine Abschiedsvisite 1919 bei Präsident Ebert.

Parteipolitisch bekannte er sich zur liberalen Weltanschauung, ohne indessen einseitiger Parteimann zu sein. In der kantonalen wie der schweizerischen Partei hat er in den Vorständen aktiv mitgearbeitet. Als Mensch war er vorzüglichem, noblen Charakter; er vereinigte in sich die Tugenden des Aristokraten und des Demokraten, des Weltmannes und des Glarner. Schwere Schicksalsschläge blieben ihm nicht erspart, verlor er doch seine erste Gattin, eine wohlthätige Metzgerin und seinen hoffnungsvollen Sohn kurz nach Abschluß der akademischen Ausbildung allzu früh. Sein Andenken wird im Glarner Volk unvergessen bleiben. Möge diesem das Glück beschieden sein, immer und immer solche edle und große Männer zu finden!

*

Meine aufrichtigste Erkenntlichkeit und die herzlichsten Wünsche begleiten Sie auf allen Ihren Wegen und mit inniger Freude habe ich vernommen, dass Ihre hochverehrte Frau Gemahlin sich, wenn auch nur allmählig, so doch zu den besten Hoffnungen berechtigend, von ihrer letzten Krankheit erholt.

Mit meinen besten Empfehlungen und meinen gemeinsamen Wünschen für die baldige Genesung von Madame Kern, verbleibe ich in freundschaftlicher Hochachtung

Ihr dankbar ergebener
A. Roth.

Zu Seite 89.

Roth fühlte sich bis in seine letzten Lebensjahre hinein frisch und arbeitsfreudig. So schrieb er an Bion:

„Von mir persönlich kann ich zu meiner grossen Freude noch melden, dass ich mich völlig arbeitsfähig und arbeitslustig fühle.“ (Berlin, 25. Dezember 1898).

„Ich persönlich habe mich bis jetzt ganz leidlich durch den Winter durchgeschlagen und die Handelsvertragskampagne ohne die geringste Störung der Gesundheit durchgemacht.“ „So hoffe ich denn auch, meinen Amtspflichten weiter in aller Ordnung nachkommen zu können.“ (Berlin, 23. Dezember 1903).

Die Trauerfeier für Roth in Berlin ist im Korrespondenzblatt für die Schweizer und Schweizervereine im Auslande, Berlin 15. April 1904, Seite 152, geschildert.

Ueber die Beerdigung Roth's in Teufen siehe Appenzeller Zeitung vom 13. und 14. April 1904.

— Dr. Hans Bringolf, von Unterhallau, früherer Attaché der schweizerischen Gesandtschaft in Wien, hatte sich im Jahre 1904 einem gegen ihn wegen Urkundensälschung und Betrugs eingeleiteten Strafverfahren durch die Flucht entzogen. Die „Amerikanische Schweizer-Ztg.“ berichtete am 23. Dezember 1905: Herr Erich Bringolf, ein Freund von Ex-Minister White und Sohn von Herrn John Bringolf, erstem schweizerischen Minister für Japan, hat sich in das 15. Kavallerieregiment auf Fort Ethan Allen aufnehmen lassen.“ Ende November 1908 meldete sich bei den schweizerischen Konsuln in Sydney und in Melbourne ein Individuum, das vorgab, Hauptmann G. v. Erlach aus Zürich zu sein, mit der Mission betraut, die militärischen Einrichtungen fremder Länder zu studieren. Er legte ein gefälschtes Schreiben des schweizerischen Gesandten in Washington vor und ließ sich nicht unbedeutende Summen vorstrecken, worauf er verschwand. Der angebliche Hauptmann v. Erlach war niemand anders als Hans Bringolf. Anfang Januar tauchte Bringolf in Montevideo und am 21. Januar in Rio de Janeiro als Dr. Hans Roth, Sohn des ehemaligen schweizerischen Gesandten in Berlin, auf. Auch dort gelang es ihm, durch falsche Papiere die schweizerischen Konsuln zu täuschen. Am 30. Januar sprach auf dem schweizerischen Generalkonsulat in Valparaiso ein Herr Sprecher von Bernegg vor, der vom politischen Departement beauftragt sei, eine Inspektion der schweizerischen Konsulate in Südamerika vorzunehmen. Er schien dem Generalkonsul verdächtig und wurde abgewiesen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch dieser

Schwindler mit Hans Bringolf identisch ist. Wie lang wird er noch sein Wesen treiben? („Bund“.)

III, 09.

Bern, 15. März. Die Staatsrechnung des Kantons Bern für 1908 schließt mit einem Ausgabenüberschuß von 54,934 Franken. Gegenüber dem Voranschlag, der ein Defizit von 1,602,339 Franken vorsah, ist das Rechnungsergebnis um 1,547,405 Franken günstiger.

St. Gallen.

— St. Gallen, 15. März. Die Generaldirektion der Schweiz. Bundesbahnen hat auf eine Eingabe der St. Galler Regierung geantwortet, daß sie es sich angelegen sein lasse, die Rekonstruktionsarbeiten am Ricken tunnel möglichst zu beschleunigen, und da eine Einigung über die Durchführung der Arbeiten zwischen den Bundesbahnen und der Tunnelunternehmung bestehe, werde die Bahn voraussichtlich im Herbst eröffnet werden können.

Graubünden.

Filisur, 15. März. ps. Wie wir von zuverlässiger Seite erfahren haben, bewirbt sich Herr Ingenieur Gubler aus Zürich um die Konzession der Wasserkräfte des Julia, die das Oberhalbstein durchfließt. Geplant ist die Erstellung eines größeren Elektrizitätswerkes, welches den Kurort Naqaz mit elektrischer Energie zu versehen hätte. Ähnlich wie beim stadtzürcherischen Albulawerk ist auch hier eine Stauung des Flusses, bei Survein, vorgesehen. Es sollen 4500 Pferdekräfte gewonnen werden, für welche eine jährliche Abgabe von 4 Fr. für die Pferdekraft zu entrichten wäre. In diese jährliche Konzessionsgebühr von rund 18,000 Fr. hätten sich die Gemeinden Conterz, Reams, Saluz, Mons und Tiesenastel zu teilen. Nun scheinen aber die obern Gemeinden dem Projekt deshalb nicht gerade günstig gestimmt zu sein, weil durch die Stauung, deren Wirkungen sich bis zur Conterzerbrücke hinauf fühlbar machen würde, ziemlich viel ertragreiches Kulturland unter Wasser gesetzt